

Selbstsorge im quantifizierten Sport: Emanzipatorische Potenziale im mediengenealogischen Zugriff

Masterarbeit zur Erlangung des Grades Master of Arts an der
Philosophischen Fakultät der Universität Siegen

Eingereicht von
Simon Czech

Betreuer/Erstgutachter: Univ.-Prof. Dr. Tristan Thielmann
Zweitgutachter: PD Dr. phil. Michael Lommel

Siegen, den 09. März 2026

„Schließlich gibt es einen besonders hervorgehobenen Bereich der modernen Gesellschaften, in dessen Gegenständen technische Effizienz, ästhetische Freude und die Erzeugung von Optimismus wieder und wieder zusammengedacht wurden, um sich wechselseitig zu befruchten und zu erproben. Man nannte sie ‚Medien‘.“

Erhard Schüttpelz, *Medium, Medium*

Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG	4
1. PROBLEMATISIERUNGEN DES QUANTIFIZIERTEN SPORTS	5
1.1 AUTOTELIE, FUNKTION, SELBSTETHIK.....	5
1.2 FORSCHUNGSSTAND. DIE QUANTIFIZIERUNG IM SPORT	10
1.3 ETHISCHER BEZUGSRAHMEN. DIE SORGE UM SICH	17
1.4 METHODE. DER MEDIENGENEALOGISCHE ZUGRIFF	20
2. SPORT BETRACHTEN.....	26
2.1 BLICK	26
2.2 STATISTIK	37
2.3 LIVE-INTERFACE.....	49
3. SPORT TREIBEN.....	55
3.1 RITUAL	55
3.2 KÖRPERTECHNIK.....	60
3.3 HANDLUNGSGRAMMATIK	65
4. ÜBER SPORT REDEN	71
4.1 ERZÄHLUNG.....	71
4.2 AUFZÄHLUNG	74
4.3 FEED.....	79
5. ABSCHLUSSBETRACHTUNG	84

Einleitung

Ein fast beliebiger Montag Ende der 2000er Jahre in einem Klassenzimmer in Landau in der Pfalz. Wie eigentlich fast immer an diesem Wochentag breiten einige Jungs zwischen der ersten und zweiten Schulstunde hastig den Sportteil der *Rheinpfalz* zwischen sich aus. Nicht einmal die ausladende Berichterstattung zum geliebten 1. FC Kaiserslautern hält sie davon ab, schnell zu den enger bedruckten, weitaus bildärmeren Teilen vorzustoßen. Dort finden sich, eher lieblos aneinandergereiht, die gebündelten Informationen zu den lokalen unteren Spielklassen: Ligen, Tabellen, Partien, Ergebnisse, Torschützen. Das war's. Direkt schauen sie, wer gestern „geknipst“ hat. Falls jemand am Vortag ein Tor geschossen hat, wird die passende Information mit jugendlichem Enthusiasmus gesucht. Vielleicht ist deshalb am Vortag sogar der ein oder andere Pass auf den besser postierten Mitspieler zugunsten eines eigenen Torabschlusses ausgeblieben.

Einer dieser Jungen hat nach seinem Abitur ein Praktikum bei genau dieser Tageszeitung absolviert. Direkt in der ersten Woche tauchte er in den Redaktionsräumen regelmäßig übermüdet auf, weil er bis spät in die Nacht Dirk Nowitzki in den NBA-Finals verfolgt hatte. Heute muss in den meisten Fällen ein schneller Blick auf die Statistiken seines Lieblingsteams genügen.

Zwischen der ausgebreiteten Zeitung und dem sachlichen Überprüfen des NBA-Box Score liegen unterschiedliche Lebensabschnitte. Mit ihnen haben sich die praktischen Spielräume verändert, die Sport im Alltag einnehmen kann. Aber auch die medialen Formen sportlicher Teilhabe haben sich bereits in dieser kurzen Zeitspanne stark gewandelt. Dabei ereignet sich Sport nie nur im Sporttreiben, nie nur im Zuschauen und am allerwenigsten allein im Reden darüber. Diese Modi sportlicher Praxis greifen ineinander. In ihnen bilden Subjekte ihr Verhältnis zum Sport aus.

In sie alle reichen Zahlen hinein. So spielt man etwa im Wissen um die eigenen Statistiken, schaut mit eingeblendeten und verinnerlichten Zahlen zu und greift argumentativ auf sie zurück, wenn über Sport gesprochen wird. Zahlen und die Kategorien, die sie bevölkern, bewegen sich zwischen Spielfeldern und Bildschirmen und verändern fortlaufend die Situationen, in denen sportliche Teilhabe stattfindet.

Die Dichte des durch Zahlen konstituierten Wissenshorizonts, seine permanente Verfügbarkeit und die zunehmende Nähe zur Sportpraxis sind Teil eines gegenwärtigen Transformationsprozesses, in dem sich sportliche Erfahrung grundlegend neu formiert. Weil wir uns mitten in diesem Prozess befinden, bietet es sich an, den quantifizierten Sport aus seiner Vergangenheit heraus zu betrachten, um die verschütteten und entstehenden Spielräume seiner praktischen Aneignung neu offenzulegen.

1. Problematisierungen des quantifizierten Sports

1.1 Autotelie, Funktion, Selbstethik

Sport nimmt in unterschiedlichen Leben verschiedene, mitunter auch nur marginale Rollen ein. Selbst wenn Sport später kaum Bedeutung hat, steht anfangs nicht selten der Kindheitstraum, später eine professionelle Sportkarriere einzuschlagen. In der hyperkompetitiven Kulturindustrie verlangt dieser Karriereweg jedoch eine seltene Kombination aus Talent und Hingabe, was das Ziel für fast alle unerreichbar macht. Andere Berufswege bieten deutlich verlässlichere Lebensperspektiven. Sport nimmt spätestens dann die Form an, die für die Mehrheit der Sportinteressierten heute typisch ist: Er wird zum Hobby, das körperlich ausgeübt, als Zuschauer erlebt und in sportaffinen Kreisen vielleicht auch gerne gemeinsam besprochen wird – allesamt Formen der Teilhabe, die im Folgenden als Sportpraxis gelten.

Woher aber rührt diese Faszination, die viele Menschen träumen lässt und sie gleichermaßen an die Couch fesselt und von ihr heruntertreibt? Diese Frage kann vor allem aus einem Grund nicht abschließend beantwortet werden: Moderne Sportpraxis ist stark vermittelt, lebt aber weiterhin vom Versprechen ihrer Unmittelbarkeit.

Autotelie: Sport als immersive Erfahrung

Autotelische Erklärungslinien machen sich für dieses Versprechen stark und finden in Johan Huizinga (2009 [1938]) und Roger Caillois (1982 [1958]) ihre wichtigsten spieltheoretischen Referenzautoren. Wird der Spielbegriff ausgeweitet, erscheint der Sport vor allem als eine ungebundene, prozessorientierte Praxis, die um ihrer selbst willen ausgeübt wird. Positive Folgen wie kreative Entfaltung und Selbstverwirklichung sind lediglich günstige Nebeneffekte der unmittelbaren Freisetzung des menschlichen Spieltriebs, der im *Deep Play* (Ackerman 2000) seinen immersiven Kulminationspunkt finden kann.

Sportästhetische Ansätze teilen die Prämisse eines unangetasteten Wesenskerns sportlicher Erfahrung. Maßgeblich geprägt von Hans Ulrich Gumbrecht, der in seiner Monografie *Lob des Sports* (2005) die Anziehungskraft des Sports in der Präsenz körperlicher Formen verortet (vgl. ebd.: 16f.), rücken etwa Augenblicke „fokussierter Intensität“ (ebd.: 36) in den Mittelpunkt, in denen gelungene Bewegungen und Spielzüge genussvoll identifizierbar werden.

Ob beim Fußball eingeschaltet wird, weil die Möglichkeit der Selbstvergessenheit lockt, weil ein Spieler besonders schöne Übersteiger zeigt, oder aufgrund der medialen Inszenierung, die den Wettkampf begleitet, ist heute allerdings weniger denn je als

Nullsummenspiel zu beantworten. Weil autotelische Ansätze am Versprechen unmittelbarer Sporterfahrung festhalten, laufen sie stets Gefahr, die soziokulturellen Bedingungen, unter denen Sportpraxis gegenwärtig vollzogen wird, aus dem Blick zu verlieren und Motivlagen sportlicher Praxis historisch zu homogenisieren.

Im Hinblick auf eher kulturpessimistische Positionen, wie sie etwa Jürgen Martschukat (2019) im Hinblick auf die Geschichte von Körper und Fitness im Neoliberalismus entwickelt, können sie mitunter schnell lebensfern und sogar überromantisierend wirken. Ihre Stärke liegt jedoch auch gerade darin, sportliche Erfahrung gegen Bestrebungen ihrer Übersetzung in Sinn und Nutzen verteidigen zu können.

Funktion: Sport und moderne Lebensführung

Die zweite Gruppe von Erklärungsansätzen versteht Sport funktional. Sportpraxis kann so als zielgerichtet verstanden werden, als eingebettet in Routinen und verknüpft mit spezifischen Erwartungshaltungen. Auf die Gefahr hin, Spieltrieb und ästhetische Erfahrung zu instrumentalisieren, verspricht dieser Zugriff, die unterschiedlichen Teilhabemodalitäten des Sports lebensnah zusammenzudenken.

Der wichtigste theoretische Bezugspunkt ist die Soziologie von Norbert Elias, der dem Sport im Zivilisationsprozess eine gesellschaftstaktische Funktion zuschreibt. Sport eröffnet für ihn einen sozial geregelten Raum, in dem steigende äußere und innere Zwänge zumindest zeitweise suspendiert werden können. Emotionale und impulsive Regungen, die im Alltag zunehmend kontrolliert werden müssen, finden im Sportgenuss ihren kontrollierten und dadurch gesellschaftsfähigen Ausbruch. Das Sporttreiben dient dabei als Ventil kontrollierter Aggression, das Zuschauen der mimetischen Umlenkung von Gewaltpotenzial in Schaulust (vgl. Elias 2000 [1939]: 170). Die These, Sport bilde analog zu den Dispositionen, die den Zivilisationsprozess prägen, primär einen Raum „domestizierter Gewalt“ (Schmid 2018), greift aber zu kurz.

Elias stellt in seiner Theorie des zivilisatorischen Fortschritts Soziogenese und Psychogenese nebeneinander und zeigt, dass die mit dem Erwachsenwerden einhergehende Affektmodulation parallel zur zunehmenden Regulierung sozialer Verhältnisse verläuft. Die Entwicklung zum affektkontrollierten Erwachsenen ist damit Ausdruck individueller Selbstdisziplinierung *und* Resultat gesellschaftlicher Ordnung. Zentral ist für Elias dabei, dass sich Individuen im Zuge wachsender funktionaler Differenzierung in modernen Gesellschaften in immer komplexere Interdependenzketten einordnen müssen, in denen Handlungen aufeinander abgestimmt und vorausgeplant werden. Sein Fokus gilt somit neben der Zähmung von Aggression auch der Ausweitung von Rationalisierungsprozessen auf das Individuum, welche in der sportsoziologischen Lesart von Dawson (2023) mit Max Webers Bild des „stahlharten Gehäuses“ des

institutionalisierten Kapitalismus in Verbindung gebracht wurden: als ein struktureller Zwang, Handeln im Interesse von Effizienzlogiken rationalisieren zu müssen.

Daran anschließend ist auch der von Elias gemeinsam mit Eric Dunning verfasste Aufsatz *The Quest for Excitement in Leisure* (1986) zu lesen. Die darin von den Autoren beschriebene Erregungssuche bildet für sie eine notwendige Ergänzung zur Affektzähmung, da in modernen Gesellschaften die fortschreitende Routinisierung des sozialen Lebens in alltagsweltliche Monotonie umzuschlagen droht (Elias/Dunning 1986: 73).

Somit kann auch das Motiv des aufgegebenen Traums vom Profisport – hier lediglich als zugespitzter biografischer Extremfall intendiert – als Teil einer umfassenderen Einübung in Selbstkontrolle verstanden werden, an deren Ende der Sport die Form eines Hobbys annimmt. Gerade im abendländischen Kulturkreis, auf den sich diese Arbeit leider beschränken muss, bewähren sich Subjekte in einer zunehmend vernunftorientierten Welt. In ihr werden Lebensläufe geplant und berufliche Perspektiven an analytisch-rationale Kompetenzen gekoppelt.

Diese Entwicklung ist offensichtlich substanzieller Teil dessen, was man zivilisatorischen Fortschritt nennen könnte, und geht neben Schreibtischarbeit und gesteigerter Selbstkontrolle auch mit immer enger definierten Rollenspezialisierungen einher. Ein Blick in die Antike zeigt, dass eine so scharfe Trennung zwischen einzelnen Kompetenzfeldern erst das Resultat späterer gesellschaftlicher Entwicklungen ist: Um als talentiert zu gelten, musste man einst Fähigkeiten in unterschiedlichen Feldern erwerben, darunter auch der Athletik. Heute führt der plausible Weg zu einem anerkannten Leben jedoch über die fortwährende Selbstdiskursivierung innerhalb einer hegemonial-kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Er muss gleichzeitig – mit Nikolas Rose gesprochen – als der eigene Weg gerahmt werden, da Autonomie und Selbstverwirklichung zu zentralen Werten zeitgenössischer, westlicher Lebensformen zählen (1999: VIII f.).

In seiner heute verbreiteten Form als Hobby ist der Sport somit ein kompensatorisches Resultat gesellschaftlicher Strukturzwänge, welche sich in seiner weitreichenden Institutionalisierung und in den funktionalen Erwartungen von Sportpraktizierenden fortschreiben. In seiner quantifizierten Form kommt erschwerend hinzu, dass sich die Ausprägungen emotionaler Schuld, die die bildungsbiografisch reproduzierte Romantisierung analytischer Intelligenz erzeugen kann, in Form einer „verwissenschaftlich[ten] Selbstbeobachtung“ (Passig 2013: 88) durch Fitnesstracker nun auch dort fortschreiben können, wo dem Hobbysport traditionell eine Entlastungsfunktion zugekommen ist.

Nimmt man autotelische Beschreibungen des Sports trotz dieser gesellschaftlichen Entwicklungen aus gutem Grund weiter ernst, verweisen sie auf eine Sonderstellung des Sports. Diese besteht darin, dass er sich im Vergleich zu vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen widerstandsfähiger gegenüber durchgreifenden Modernisierungsprozessen zeigt. Die wohl plausibelste Erklärung dafür ist, dass sportliche Praxis eine vergleichsweise robuste Schwelle zwischen innerer Erfahrung und äußerer Ordnung ausbilden kann. Auch kompensatorische Deutungen in Richtung einer Entlastung vom rationalisierten Alltag richten letztlich aber die gleiche Erwartung an den Sport wie autotelische: einen zumindest partiellen Gegenraum zur Alltagswelt eröffnen zu können, der in der Sportpraxis realisiert werden kann.

Selbstethik: Sport als reflexive Praktik

Die bisherigen Erläuterungen spiegeln sich dabei auch in den aus meiner Sicht gebräuchlichsten Selbstbeschreibungen sportlicher Motivlagen wider. Neben den sinngemäßen Erklärungen, Sport bzw. eine bestimmte Sportart mache Spaß oder sei körperlicher Ausgleich bzw. halte fit, ist mir in Gesprächen mit anderen Sportbegeisterten auch häufig das Motiv begegnet, man treibe Sport, „um den Kopf freizubekommen“. Zusammengenommen bündeln diese Formeln das autotelisch-funktionale Spektrum sportlicher Hobbyerfahrung. Die letztgenannte kann dabei als eskapistischer Wunsch nach einem temporären Ausbruch aus dem Anforderungskomplex zweckrationaler Lebensführung verstanden werden. Außerdem, und vielleicht gerade durch dessen zeitweise Suspendierung ermöglicht, aber auch als ein Bedürfnis nach seiner praktischen Umordnung.

Berücksichtigt man diese Motive, liegt es auf der Hand, dass die Beliebtheit des Sports nicht allein in einer vorausgesetzten Autotelie oder in einer eindeutig funktionalen Zwecksetzung begründet liegt. Sportpraxis erlaubt es nämlich, Nützliches und Lustvolles miteinander zu verbinden, ohne eine eindeutige Entscheidung von Akteuren zu erzwingen. Sie eröffnet einen Erfahrungs- und Trainingsraum, in dem der alltägliche Anforderungskomplex moderner Lebensführung zeitweise suspendiert, gleichzeitig aber auch in veränderter Form praktisch bearbeitet werden kann. Somit beruht die Beliebtheit des Sports auch weniger auf einer kathartischen Entladung agonistischer Spannungen (vgl. Elias 1986a: 159) als auf der Möglichkeit, sich widersprüchlichen Erwartungen auszusetzen und zu ihnen im sportlichen Vollzug eine eigene Haltung entwickeln zu können.

Das emanzipatorische Potenzial des Sports wird in lebenskunstorientierten Debatten in der Regel nahe an seiner bereits aufgeworfenen autotelischen Dimension diskutiert. Was etwa als „Möglichkeit, sich frei zu seiner Existenz zu verhalten“ (Gebauer 2011: 1)

für das Sporttreiben auch breit diskutiert wurde, beruht dabei in erster Linie auf der Annahme einer immersiven Selbstbearbeitung. Diese Perspektive ist auch durchaus plausibel, da sie selbstzweckhafte Momente sportlicher Praxis ernst nimmt, in denen äußere Anforderungen der Alltagswelt an Bedeutung verlieren. Ihre Tragfähigkeit ist jedoch an die Voraussetzung gebunden, dass Sport diese Erfahrung als Gegenraum zur Alltagswelt auch überhaupt eröffnen kann.

Mit dem Fokus auf immersive Qualitäten ist aber auch nur ein Teil der praktischen Verhältnisse erfasst, in denen sportliche Selbsterfahrung entstehen kann. Sie muss sich nicht auf Situationen des Selbstverlusts beschränken. Sie kann auch Formen eines bewussten Sich-Verhaltens zu einem Außen einschließen, in denen sich Subjekte reflexiv als Teil machtvoller Ordnungen wahrnehmen. In diese Richtung stößt auch Michel Foucaults Rückgriff auf den antiken Diskurs der Sorge um sich, in dem mit dem Begriff der Selbsttechniken zielgerichtete Unternehmungen bezeichnet werden, die nicht auf die Auflösung eigener Bezüge zu äußeren Ordnungen, sondern auf eine aktive Gestaltung des eigenen Lebens *trotz* äußerer Machtimperative gerichtet sind. Übertragen auf den Sport muss dieser ethische Bezugsrahmen nicht zwingend auf einen Gegensatz von Immersion und Reflexion in der Praxis hinauslaufen, lenkt aber stets den Blick auf die Frage, wie sich Subjekte zu den Bedingungen ihres eigenen Handelns ins Verhältnis setzen. Diese Frage muss immer wieder aufs Neue ausgehandelt werden, da sich auch die Vermittlungsformen sportlicher Erfahrung fortlaufend verändern.

Das gilt für alle Teilhabemodalitäten des Sports, allerdings sind das Schauen und das Reden über Sport in sportethischen Debatten bislang unbeachtet geblieben. Das liegt daran, dass beide Praxisformen gemeinhin als bloße Zerstreuung oder phatische Kommunikationsform (vgl. Eco 1986 [1968]: 160) passivierend in ihrer Bezugnahme zum Sport konnotiert sind. Diese Abwertung sagt jedoch weniger über ihr emanzipatorisches Potenzial als über die Dominanz der Vermittlungslogiken aus, unter denen sportliche Erfahrung innerhalb dieser Teilhabemodalitäten wahrgenommen oder artikuliert wird. Denn auch das Zuschauen und das Sprechen über Sport sind hochgradig immersive Praktiken, die in ein offenes, oft sehr emotionales und selten vollständig rationalisierbares Geschehen hineinziehen, in dem sich eine neue Selbsterfahrung im Umgang mit praktischen Widersprüchen zur Alltagswelt einstellen kann. Auch sie eröffnen den Beteiligten Möglichkeiten praktischer Reflexion und der Entwicklung einer eigenen Haltung, in der hegemoniale Deutungsmuster zurücktreten können.

Als Problemstellung kann die Quantifizierung des Sports nun als eine Entwicklung verstanden werden, in der *rationalisierbare* Orientierungsangebote verstärkt in Situationen hineinwirken, deren prinzipielle Offenheit bislang eine zentrale Bedingung sportlicher Selbsterfahrung bildete. Quantifizierung bezeichnet dabei die Entwicklung,

dass *immer mehr* Aspekte komplexer, sportlicher Sinnzusammenhänge vermessen und Kategorien zugeordnet werden. Zahlen und die semantischen Kategorien, die sie bevölkern, strukturieren in der Folge Wahrnehmung, Selbstwahrnehmung und Sagbares mit, etwa indem sie einfach handhabbare Vergleichbarkeiten nahelegen, sportliche Praxis noch stärker in funktionale Verbindlichkeiten der Alltagswelt verwickeln und den Ausgang von spannungsgeladenen Wettkämpfen in probabilistische Rechnungen überführen.

Diese Arbeit will jedoch die Versuchung problematisieren, quantitative Vermittlungsformen im Sport als alternativlos zu begreifen. Denn Zahlen entfalten ihre Wirkung nicht unabhängig von den praktischen Vollzügen, in die sie eingebettet sind. Dort, wo Zahlen praktisch hinterfragt und auf eigene Weise angeeignet werden, können sie ihren zwingenden Charakter verlieren. So eröffnen sich immer Gelegenheiten, sportliche Erfahrung als etwas Eigenes zu behaupten.

1.2 Forschungsstand. Die Quantifizierung im Sport

Kanon: Quantifizierung in der Sportgenese

Die beiden kanonischen Geneseerzählungen des modernen Sports von Norbert Elias (1986b; 1986c) und Sporthistoriker Allen Guttman (1978) verorten seinen Ursprung im England des 18. und 19. Jahrhunderts, von wo aus er sich zunächst in Westeuropa, den Vereinigten Staaten und schließlich weltweit als Freizeitbewegung ausbreitete. Diese Entwicklung beruhte maßgeblich auf der Einführung von Regeln in alte Volksspiele (vgl. Elias 1986b: 21; Guttman 1978: 40ff).

Elias nahm diesen regulatorischen Einschnitt zum Anlass, um der Frage nachzugehen, warum moderne Sportarten im Vergleich zu früheren körperlichen Wettkampfformen gewaltfreier wurden (vgl. 1986a). Guttman diskutiert die Regeleinführungen hingegen als Bestandteil eines umfassenden, gleichlaufend zur Moderne verlaufenden Rationalisierungsprozesses. Anders als Elias beschreibt er nicht die Kontrolle von Menschen durch Sport, sondern den Sport selbst als zunehmend kontrolliertes soziales Feld, dessen Erfolgsgeschichte sich für ihn aus dem Zusammenspiel einer sich parallel zur Moderne auch im Sport ausbildenden „empirical, experimental, mathematical *Weltanschauung*“ (Guttman 1978: 85) mit der fortschreitenden Institutionalisierung von Standards erklärt.

Guttman benennt sieben Charakteristika, durch die sich der moderne Sport von seinen historischen Vorläufern unterscheidet: Säkularisierung, Chancengleichheit, Rollenspezialisierung, Rationalisierung, Bürokratisierung, Quantifizierung und Rekordorientierung (ebd.: 16). Diese Aufzählung macht bereits auf den ersten Blick

zweierlei deutlich. Erstens, dass ein als praktisch realisierbarer Gegenraum zur Alltagswelt verstandener moderner Sport offenbar unter strukturellen Bedingungen besteht, die ihm entgegenlaufen. Zweitens, dass die genannten Merkmale in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehen müssen, wobei die Quantifizierung als Voraussetzung oder Instrument anderer Modernitätsmerkmale aufzutreten scheint.

Die Verbindung von der Säkularisierung zu den übrigen Charakteristika erweist sich dabei als besonders erklärungsbedürftig und stellt – wie schon der Titel *From Ritual to Record* andeutet – das zentrale Alleinstellungsmerkmal von Guttmanns Argumentation dar. Sie verweist in erster Linie auf eine grundlegende, historische Veränderung der Sinnproduktion im Sport. So argumentiert Guttmann, dass körperliche Wettkämpfe in vormodernen Kulturen zumeist kultischen Charakter hatten, die Verbindung zum Göttlichen im modernen Sport jedoch endgültig aufgelöst sei (ebd.: 26). In weberianischer Perspektive fährt er fort, dass in einer zunehmend rationalisierten Welt, in der transzendente Sinnangebote ihre Orientierungskraft verlieren, quantitative Maßstäbe folgerichtig an Bedeutung gewinnen (ebd.: 55). Der Rekord fungiert bei Guttmann am Ende dieses Säkularisierungsprozesses als profane Form der Unsterblichkeit (vgl. ebd.), an dem sportliche Leistung ihre Bedeutung nun aus ihrer messbaren Steigerung bezieht. Moderner Sport stiftet seinen Sinn also schon in dieser frühen sportgeschichtlichen Lesart maßgeblich im Medium der Zahl.

Diese Diagnose ist im Hinblick auf das Erscheinungsjahr des Buches (1978) durchaus bemerkenswert. Neben der Säkularisierung nimmt die Quantifizierung in Guttmanns Analyse auch den größten Raum ein, wenn auch aus dem Grund, dass sie sich nur so schwer von den anderen Modernitätsmerkmalen trennen lässt. Durchaus denkbar also, dass Guttmann die Liste, hätte er sie einige Jahrzehnte später geschrieben, auf diese beiden Merkmale gekürzt hätte.

Aktuelle Forschungslage: Quantifizierung des Sozialen, Quantifizierung im Sport

Mittlerweile hat Steffen Mau der Quantifizierung in seiner Monografie *Das metrische Wir* den Status eines gesellschaftlichen „Megatrends“ zugesprochen (2017: 20). Dort formuliert er drei zentrale Thesen: Quantifizierung verändert die Vorstellungen von Wert- und Statuszuschreibungen, universalisiert Wettbewerbe und verstärkt gesellschaftliche Hierarchisierung (ebd.: 16f.). Mau entfaltet diese Thesen anhand verschiedener Gegenstands- und Problembereiche in je eigenen Kapiteln. Besonders instruktiv sind seine Überlegungen zur Benennungsmacht der Zahlen, die er als eine „strukturierende Struktur“ beschreibt (ebd.: 186), durch die soziale Phänomene innerhalb durchgesetzter Kategorien etabliert werden und die den „gesellschaftlichen Akteuren nun vor[gibt], wie

sie die Welt zu sehen haben und nach welchen Prinzipien sie handeln sollen“ (ebd.: 188f.). Später spricht Mau sogar von einer „governance by indicators“ (2020: 19).

Die Kapitel seiner Monografie bilden gleichzeitig zentrale, sonst sehr arbeitsteilig betrachtete Bezugspunkte mehrerer jüngerer, eng miteinander verwandter Forschungsfelder (vgl. Heintz 2021: 6), die auch den quantifizierten Sport mit Blick auf je spezifische Problemkonstellationen berühren: Die Quantifizierungsforschung (Yarrow/Kranke 2016; Hodek 2021; Girginov 2022), die Soziologie der Bewertung und des Vergleichs (Detzen/Löhlein 2024; Schmidt et al. 2024; Lütke 2024) und die Kategorisierungsforschung (Krämer 2024). Hervorzuheben sind außerdem Arbeiten zu Self-Tracking und Wearables, die datafizierte Körper und Praktiken im Hinblick auf körperliche Bewegung und Fitness adressieren (Millington 2017; Rapp/Tirabeni 2020; Toner et al. 2023). Im Kontext datenbasierter Selbstentwürfe sind diese Studien häufig unter dem Label des Quantified Self angesiedelt (Till 2014; Lupton 2016; Yang et al. 2020). Davon abzugrenzen sind nochmal Arbeiten, die direkter bei Sportapplikationen ansetzen und dort digitale Praktiken sportlicher Selbststeuerung und -inszenierung untersuchen (van de Pol 2023; Birnstiel et al. 2025; Røsten/Rogstad 2025).

Sie eint das Interesse an spezifischen Funktionslogiken *eines* quantifizierten Sports. Trotz der kanonischen Bedeutung von Guttmanns Quantifizierungsdiagnose und des anhaltenden Wirbels um die Quantifizierung des Sozialen hat diese thematische Ausdifferenzierung jedoch dazu beigetragen, dass die Frage, was Zahlen im Sport jenseits einzelner Anwendungsfelder leisten, in den letzten Jahren in den Hintergrund getreten ist.

Heuristik: Zwei Beobachtungsebenen, eine Reduktionsfunktion

Deswegen ist es kaum verwunderlich, dass eine systemtheoretisch orientierte Ausnahme in den Arbeiten zum quantifizierten Sport in einem frühen Beitrag von Tobias Werron (2005) zu finden ist. Werron beschreibt den modernen Sport dort als eine „autonome Sinnsphäre“ (ebd.: 199), in der Zahlen eine konstitutive Rolle einnehmen. Dabei diagnostiziert er eine durch die Reduktionsfunktion der Zahl ermöglichte Entgrenzung und Verdichtung sportlicher Sinnbezüge. So werden durch Sportstatistiken und Tabellen sportliche Leistungen in eine potenziell globale Vergleichsordnung überführt, was gleichzeitig eine zentrale Voraussetzung für die Entwicklung zum „Weltsport“ (Werron 2009) darstellt. Im Unterschied zu Guttmann, der die Quantifizierung des Sports als Teil eines gesamtgesellschaftlichen Modernisierungsprozesses untersucht, rückt Werron aber die Funktionsweise der Zahl selbst stärker in den Mittelpunkt seiner Analyse.

Um überhaupt auf diese Weise Vergleichbarkeit herstellen zu können, müssen sportliche Leistungen zunächst in standardisierte Formen übersetzt werden. Entsprechend diagnostiziert Werron im quantifizierten Sport parallel zu diesem öffnenden, globalisierenden Prozess auch eine sich nach innen verdichtende Dynamik: In Form sportartspezifischer Semantiken werden Wettkämpfe – zum Zeitpunkt von seiner Analyse noch professionelle Sportereignisse, bei denen überhaupt schon quantifiziert wurde – nach innen ausdifferenziert und in feste Kategorien zerlegt. Sportstatistiken dienen hierbei als paradigmatisches Wissensformat, in dem assimilierte Sinneinheiten wie „Schüsse aufs Tor“ oder „Vorlagen“ solchen semantischen Kategorien zugeordnet werden. Hinzu treten gegenwärtig noch prognostische Analytiken wie „Expected Goals“, deren Datensubstrat eben diese Sportstatistiken bilden. Der Wettkampf hinterlässt nach seinem statistischen Capture numerische Spuren innerhalb dieser Kategorien, die das Geschehen speicher- und zirkulationsfähig machen.

Dieser Prozess wird durch die *Reduktionsfunktion* der Zahl ermöglicht, durch die komplexe Abläufe – etwa „hunderte einzelne Spiele, tausende gespielte Minuten, Millionen einzelner Bewegungen“ (Werron 2005: 212) – informationell gebündelt werden. Entscheidend ist hierbei weniger das konkrete Anwendungsbeispiel von Werron als die übergreifende Leistung der Zahl: Sie macht sportliche Komplexität speicher- und kommunikativ anschlussfähig, stellt einfach handhabbare Vergleichsschemata bereit und reduziert im gleichen Zug die Wahrnehmungsüberschüsse sportlicher Erfahrung, die sich nicht in Zahlen fassen lassen. Diese reduktive Eigenschaft der Zahl gilt weiterhin für quantitative Formate im Sport, die zusätzliche Sinnangebote erzeugen und nicht wie Spielstände oder Zeiten konstitutiv für den regelgeleiteten Ausgang eines Wettkampfes sind.

Schließlich spricht Werron von der Einführung einer „zweiten, zunehmend komplexen Beobachtungsebene, über deren Relevanzen nur in der Sonderexpertenwelt des Sports entschieden werden kann“ (ebd.: 203) und setzt damit implizit eine nicht weiter erörterte, erste Beobachtungsebene voraus. Diese erste Ebene ist im quantifizierten Sport weiter an die Modi sportlicher Teilhabe gebunden, die mit seinem Versprechen der Unmittelbarkeit hochgradig kompatibel sind, historisch bereits vor seiner umfassenden Quantifizierung existierten und als genuin sinnliche Formen menschlicher Wahrnehmung fortbestehen.

Neben die wahrnehmbare Präsenz des Sportereignisses treten so in einem Top-down-Prozess sportartspezifische Semantiken, die mit ihrer parzellierenden Eigenlogik Bewertungen und Prognosen strukturieren und sportliche Sinnzusammenhänge stets auf Leistungsformate zuschneiden. In dieser reduktiven Logik legen diese Semantiken in Bezug auf die Überlegungen von Mau zur Benennungsmacht von Zahlen fest, wie

Leistung gemessen und bewertet wird, aber auch, was als relevante Leistung gilt und als solche benennbar wird, während sie sportliche Komplexität außerdem auch noch auf durch Zahlen überhaupt erfassbare Sinneinheiten begrenzen.

Anschließend an Werron kann man sich den quantifizierten Sport also als ein doppeltes Beobachtungssystem, bestehend aus einer sinnlich-wahrnehmungsbezogenen und einer zahlenbasierten, inhärent reduktiven Ebene vorstellen. Die zweite Ebene kann durch Indikatoren epistemisch „regieren“, weil sie festlegt, was sichtbar wird und benennbar ist – zumindest solange ihre von den meisten Sportbeteiligten unverhandelten Festlegungen in der Sportpraxis auch wirklich unhinterfragt bleiben.

Die Herausforderung des analytischen Zugriffs auf den quantifizierten Sport besteht folglich darin, die beiden Beobachtungsebenen in ihrem soziotechnischen Zusammenspiel zu erfassen. Werron analysiert dieses dort, wo Zahlen als „Gedächtniselemente“ (ebd.: 216) im Sportjournalismus zirkulieren. Im Zusammenspiel von Zahl, technischem Bild und Narration werden sie dort als „Allianz evaluativer Programme“ (ebd.: 221) wirksam, die zu einer Bewertung sportlicher Leistung führt. Damit richtet er den Fokus auf bereits abgeschlossene Beobachtungen sportlicher Leistung, die erst im Nachhinein aufeinander bezogen werden. Zahlen werden im Sport aber nicht erst in diesem zeitlichen Stadium wirksam.

Gerade gegenwärtig können Zahlen im quantifizierten Sport ihre Wirkung immer früher und vorreflexiver entfalten. Sie werden nebenbei eingeblendet und in alltäglichen Routinen der sportlichen Wahrnehmung wirksam. Dass diese vorreflexive Wirksamkeit im Nachhinein reflexiv interpretiert wird, blendet in diesem frühen Zugriff letztlich aus, dass es sich gerade aus systemtheoretischer Sicht in der historischen Konvergenz der von Werron umrissenen zwei Beobachtungsebenen des quantifizierten Sports nicht um eine „Allianz“, also um eine mehr oder weniger „harmonische“, wechselseitige Ergänzung, sondern um ein umkämpftes mediales Wahrheitsregime handelt.

Werron konnte die heutige Entgrenzung sportlicher Sinnvermittlung natürlich noch nicht antizipieren, in der Zahlen über das Stadion und den Fernsehbildschirm hinaus sportliche Wahrheit auch etwa bis an das Handgelenk des Joggers mitkonstituieren. Gerade deshalb ist seine frühe Unterscheidung zweier Beobachtungsebenen aber auch heuristisch so vielversprechend, weil sie den quantifizierten Sport übergreifend als ein Gefüge aus einer wahrnehmungsbezogenen und einer zahlenbasierten Ebene verständlich macht, in dem Zahlen nicht einfach neutral Wirklichkeit abbilden, sondern eine eigene, reduktive Repräsentation sportlicher Wirklichkeit erzeugen.

Auf dieser Grundlage lässt sich fragen, welche Sinnbezüge im Prozess der Quantifizierung des Sports verloren gehen, welche neuen Formen der Orientierung

hinzutreten und wie sich beide Beobachtungsebenen in einem „best of both worlds“ sportlicher Praxis produktiv in Beziehung setzen lassen.

Genealogie: Macht in Sportpraktiken

Bei Elias und bei Guttman wird die Geschichte des modernen Sports von einem theoretisch gesetzten Ursprung aus weitererzählt. Die Orientierung an großen Entwicklungsnarrativen führt dazu, dass konkrete Sportpraktiken nur noch als nachgeordnete Effekte dieser großen Strukturprozesse erscheinen. Entsprechendes gilt für die Historisierung gesellschaftlicher Quantifizierung. Wird sie makrosozial als Rationalisierungsprozess beschrieben, bleiben in der Folge auch hier die Weisen, in denen Zahlen innerhalb lokaler Praktiken angeeignet und erlebt werden, auf der übergeordneten Ebene nicht mehr sichtbar. Im Zugriff auf den Sport ist das ein Problem, weil sein für ihn so konstitutives Versprechen der Unmittelbarkeit nur dort wirksam werden kann, wo makrosoziale Erklärungen notwendigerweise an ihre Grenzen stoßen müssen.

Einen sportspezifischen, notizhaften Gegenentwurf dazu formuliert de la Vega (1999¹). In Anlehnung an Foucaults genealogische Methode kritisiert er die klassische Sportgeschichtsschreibung als spekulativ, weil sie die spezifischen, im Sport wirksamen Machtmechanismen verschwinden lasse. Statt Macht vom Zentrum aus, also etwa innerhalb von Institutionen zu denken, schlägt er vor, sie in der Peripherie zu suchen: in konkreten Praktiken, in denen sich Sportpraktizierende selbst formieren und formiert werden. Gerade im Hinblick auf eine mögliche Sonderstellung des Sports, die auf einer robusten Schwelle zwischen innerer Erfahrung und äußerer Ordnung beruht, ist dieser Zugriff also besonders anschlussfähig.

Der genealogische Ansatz erlaubt es, so de la Vega, die konkreten Mechanismen der Macht in ihren jeweiligen Entstehungskontexten zu rekonstruieren und so ihre historischen Transformationen nachzuzeichnen. Sportgeschichte ist im genealogischen Zugriff keine teleologische Entwicklung, sondern das Ergebnis kontingenter und fortgesetzter Überlagerungen und Neubesetzungen: Praktiken und Diskurse werden annektiert („*anexados*“), kolonisiert („*colonizados*“) oder neu codiert („*recodificados*“). Auf diese Weise soll laut de la Vega sichtbar werden, wie lokale Praxisformen eigene Logiken ausbilden und trotzdem in umfassenderen Herrschaftsstrategien eingebettet bleiben.

In einigen historischen Skizzen verfolgt de la Vega so die „verstreuten Herkunft“ (Vogl 2020: 296) des Sports von der griechischen Askese bis zu den Disziplinartechniken der

¹ Die Diskussion des spanischsprachigen Originals basiert auf einer maschinellen Übersetzung, die mit DeepL erstellt wurde. Julian Hajjamo hat diese Übersetzung dankenswerterweise überprüft und annotiert.

Moderne. Instrukтив für den vorliegenden Forschungszusammenhang ist dabei vor allem, dass dieser genealogische Entwurf als *Geschichte einer zunehmenden Unterwerfung unter fremdes Wissen* erzählt wird. Während in der Antike, so de la Vega, körperliche Übungen noch nicht an systematische Trainingskorpora gebunden waren und sich Praktizierende selbst in ihrem Verhältnis zur Wahrheit formten oder formen konnten, etablierten sich mit dem Christentum strikte Praktiken, die auf Selbstkontrolle anhand vorgegebener Normen abzielten. Diese Disziplinartechniken seien später in die zunehmend kodifizierten Volksspiele eingegangen und prägten dort Formen der spezialisierten Körperführung, die als Träger einer Klassenmoral (so meine zusammenfassende Interpretation im Anschluss an Elias) soziale Ordnung reproduzierten. Sportliche Praxis wird aus dieser Sicht also historisch immer stärker durch Wissensformen strukturiert, denen man sich unterordnen muss, um Sport „richtig“ auszuüben oder etwa – wie gegenwärtig – als besonders leistungsfähig zu gelten.

De la Vegas Notizen beziehen sich auf institutionalisierte Techniken der Subjektformung. Dabei lässt er die technisch-medialen Infrastrukturen, durch die Macht in der Moderne maßgeblich mitorganisiert wird und deren Machtmechanik näher an Guttmanns modernisierungstheoretischer denn an der zivilisationstheoretischen Perspektive von Elias liegt, außer Acht. Angesichts der gegenwärtigen Debatten um algorithmische Steuerung ist es dringend erforderlich, die Quantifizierung im Sport als Teil dieser historischen Dynamik zu begreifen, in der sich Subjekte nun auch zunehmend an medientechnisch erzeugtem Wissen orientieren. Die von Mau beschriebene Quantifizierung des Sozialen schlägt dabei in dieselbe Kerbe und ist mit der impliziten Aufforderung verbunden, Zahlen und auf ihnen basierende Wissensformate als disziplinierende Wissens- und Machttechnologien ernst zu nehmen.

Wenn sich die Quantifizierung im Sport mit Hilfe von Werron heuristisch als Konvergenz zweier Beobachtungsebenen fassen lässt, so kann dieser Prozess mit de la Vega genealogisch auch jenseits von makrostrukturellen Systemebenen und weitaus agonistischer gedacht werden. Die Quantifizierung des Sports erweist sich so als ein Vorgang, in dem die zahlenbasierte Beobachtungsebene die sinnlich-wahrnehmungsbezogene Beobachtungsebene *innerhalb von lokalen Praktiken* kolonisiert und neu codiert und dadurch mitbestimmt, was im Sport sichtbar, körperlich erfahrbar und sagbar ist.

In de la Vegas Notizen wirkt dieses konfrontative Vokabular jedoch viel pessimistischer, als es im Hinblick auf die emanzipatorischen Möglichkeiten von Sportpraktiken eigentlich sein müsste. Weil er ethische Praktiken in der Moderne ausschließlich als institutionell vorgegeben liest, denkt er für die Gegenwart des Sports von vornherein die Spielräume nicht mit, in denen sich auch individuelle Formen der Selbstethik innerhalb sportlicher

Praxiszusammenhänge ausbilden können. Deshalb wird Sportpraxis von de la Vega auch nicht als Ort eines praktischen Umgangs mit Macht verstanden. Eine Sonderstellung des Sports als praktisch realisierbarer Gegenraum zur Alltagswelt kann unter dieser Prämisse kaum plausibel erklärt werden, obwohl autotelische und kompensatorisch-entlastende Deutungen in diese Richtung verweisen. Erforderlich ist daher eine Machtanalyse, die sich auf Sportpraktiken als potenziell emanzipatorische Machtvollzüge richtet. Aus dieser Perspektive sind Sportpraktizierende dann auch wirklich an den dynamischen Prozessen beteiligt, durch die sportliche Praxis im Zuge der Quantifizierung umcodiert und (de-)kolonialisiert wird.

1.3 Ethischer Bezugsrahmen. Die Sorge um sich

Selbstsorge als ethische Problematisierung

In seiner Perspektive argumentiert de la Vega sehr nah an Foucaults genealogischer Machtanalyse, wie sie von diesem etwa im ersten Band der *Geschichte der Sexualität* entfaltet wird. Schon im zweiten Band, *Der Gebrauch der Lüste*, sah sich Foucault jedoch dazu veranlasst, die Ethik fortan als dritte analytische Achse der Subjektformation neben der Wissensarchäologie und der Genealogie der Macht mitzudenken (vgl. Detel 2020: 136). Sie wird im Spätwerk Foucaults so zu einem integralen, potenziell subversiven Bestandteil der Subjektformation innerhalb disziplinarischer Macht- und Wahrheitsverhältnisse, dessen Bedeutung für die Gegenwart de la Vega aber ausgerechnet im Sport nicht weiter konkretisiert.

Dass diese drei Achsen zusammengenommen zu einer „allgemeinen Geschichte der Wahrheit und der Wahrheitsspiele“ gehören (Detel 2020: 136), macht bereits deutlich, dass die Sorge um sich – wie Foucault sie im gleichnamigen dritten Band ausarbeitet – keine komplette oder außerdiskursive Befreiung von Machtimperativen ermöglichen kann. Der analytische Fokus verschiebt sich nun aber auf eine als praktisch begriffene Ethik, die Wahrheit als Effekt von Wahrheitsspielen begreift, innerhalb derer Subjekte zwar diskursiv hervorgebracht werden, sich durch Selbsttechniken aber auch selbst in ihrem Verhältnis zur Wahrheit und ihren Wahrheitsspielen konstituieren (vgl. Gehring 2020: 96). Foucault entwickelte diese Perspektive in Rückwendung auf die griechisch-antike Ethik, die noch nicht auf die Befolgung allgemeiner Regeln zielte. Ethik wurde hier vor allem als Frage der Selbststilisierung und persönlichen Wahl verhandelt (Thacker 1993: 14). Wann immer in dieser Arbeit von emanzipatorischen Potenzialen gesprochen wird, bezeichnen diese entsprechend die Möglichkeit persönlicher Wahl innerhalb bestehender Wahrheitsspiele des quantifizierten Sports.

Der Selbstsorgediskurs kann am besten durch den Begriff der Selbsttechniken gefasst werden. Darunter versteht Foucault (2005: 968):

Technologien des Selbst, die es dem Einzelnen ermöglichen, aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer eine Reihe von Operationen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen, mit dem Ziel, sich so zu verändern, dass er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt.

Insgesamt umfasst die Sorge um sich die konkreten Selbsttechniken selbst, bezeichnet aber auch eine freiheitliche Haltung zur eigenen Lebensform und schließlich auch eine Form der Aufmerksamkeit, die das eigene Denken immer wieder auf sich selbst richtet (vgl. Heidenreich 2020: 165). In diesem Zusammenspiel kann sich die Sorge um sich als eine Ästhetik der Existenz konstituieren – als eine reflexive „Lebensgestaltung sowohl in ihrer Eigenständigkeit als auch in ihrem Bezug“ (Capurro 1995a: o.S.). Selbstsorgende Individuen können sich so zu einer „selbstreflexiven Macht“ heraufarbeiten, die sich „auch nach Außen, gegen die Bevormundung durch heteronome Mächte“ (Schmid 1998: 84) behaupten kann. Auf diese Weise können selbstsorgende Individuen die Spiele der Macht, denen sie dennoch unterworfen bleiben, innerhalb eigens erkämpfter Spielräume anders spielen.

Selbstsorge unter den Bedingungen technischer Rationalisierung

Für Capurro war damit in Bezug auf die Informationsgesellschaft früh die Frage nach einer „neuen alten Lebenskunst“ (Capurro 1995b: o.S.) aufgeworfen, als Teil derer Subjekte ihre Lebensführung nun verstärkt innerhalb technisch vermittelter Umwelten ausbilden müssen. Diese Frühdiagnose kann man mittlerweile zuspitzen, etwa mit dem medienökologischen Befund einer um die Jahrtausendwende einsetzenden „Explosion umweltlicher Handlungsmacht“ (Hörl 2016: 42). Zunehmend medientechnisch durchdrungene Umwelten strukturieren Teilhabe etwa durch eingeschriebene Partizipationsskripte in technischen Artefakten (Akrich 1992), durch Grammatiken der Handlung in Aufzeichnungs- und Repräsentationsschemata menschlicher Aktivität (Agre 2003 [1994]) oder durch datenbasiertes *Hypernudging* innerhalb digitaler Entscheidungsarchitekturen (Yeung 2017). All diese Mechanismen können exemplarisch als dem Subjekt äußerliche Kräfte technologischer Rationalisierung begriffen werden, die stark genug sind, menschliche Umweltbeziehungen grundlegend umzustrukturieren. Dadurch verdichten sich die Bezüge zu einem rationalisierten Außen.

Zahn (2017: o.S.) veranlasste das sogar dazu, das „Dividuum“ als treffendere Figur gegenwärtiger Subjektivität vorzuschlagen, die stärker aus der Umwelt, nicht mehr aus einem souveränen Inneren hervorgeht.

Für Capurro eröffnen Technologien des Selbst jedoch die Möglichkeit, dem „Ausschließlichkeitsanspruch des technologischen Zeitalters“ (Capurro 1995b: o.S.) und der damit verbundenen Selbstentfremdung aktiv entgegenzutreten. Dabei begreift er diese nicht im Widerspruch zu Informationstechnologien, wohl aber in einem Widerstreit zu ihnen, der im Gesichtskreis der Selbstsorge emanzipatorisch ausgetragen werden kann. Informationstechnische Medien können zur „Quelle der Wißbegierde“ (ebd.) und letztlich auch als Ressource der Selbstgestaltung kultivierbar werden.

Selbstsorge im Sport: Quantifizierung muss hier noch mitgedacht werden

Die sportbezogenen Selbstsorgedebatten um die Jahrtausendwende sind mittlerweile abgeflacht. Hier wurde der Sport durchgehend als praktisch verfügbarer Gegenraum zur Alltagswelt vorausgesetzt. Als Gebauer (2011) erneut die Frage nach einer Zukunft für die Lebenskunst und ihrer freiheitlichen Ideale im Sport stellt, problematisiert er unter anderem auch den bereits stark von Quantifizierungseffekten geprägten Wandel des Hochleistungssports, ähnlich wie in vielen feuilletonistischen Beiträgen jedoch entlang von Doping, politischer Aufladung und der Mystifizierung von Athleten (ebd.: 4). Die Rolle technischer Rationalisierung bleibt ausgeblendet. Diese Leerstellen erklären sich durch resistente, romantisierende Narrative eines vermeintlich immunen Erfahrungsraums „outside modernity“, durch die kalkulative Mittel-Zweck-Logiken im populären Sport weitgehend unbeachtet nebenherlaufen können (vgl. Dawson 2023: 1792).

Entsprechend ist Sport auch in den lebenskunsttheoretischen Beiträgen von Balz (2000) und Schmid (2001) ein Trainingsraum, in dem Selbstsorge unabhängig von einer weitreichenden medientechnischen Durchdringung eingeübt werden kann. Der Fokus richtet sich bei den Autoren auf das Sporttreiben selbst. Schmid hebt die Asketik als Selbsttechnik hervor: Durch sie wirken moderne Subjekte im sportlichen Training auf sich selbst ein und weisen sich dabei eigene physische und psychische Ressourcen zu. So eröffnet der eingeübte Sport die praktische Möglichkeit, über die eigenen Kräfte zu verfügen und Selbstwirksamkeit zu erfahren (vgl. Schmid 2001: 29f.).

Wenn Sportpraxis jedoch zunehmend entlang quantitativer Orientierungsangebote strukturiert wird, stellt sich auch die Frage, wer oder was eigentlich wessen Ressourcen mobilisiert. Ist es noch die eigene Entscheidung, ein bestimmtes Tempo zu laufen, oder vollzieht sie sich entlang technisch rationalisierter Umwelten, die diese Praxis nahelegen? Ist es noch das eigene Wissen, das im Zuschauen und Reden über Sport wirksam wird, wenn die Definitionsmacht der Zahlen und ihrer Kategorien weit in die

eigene Wahrnehmung und das eigene Vokabular hinreicht? Selbstsorge kann im modernen Sport nicht mehr ohne die Rolle der Quantifizierung gedacht werden.

Im Rückgang auf die älteren Beiträge zu Lebenskunst und Sport wird aber auch klar, dass zentrale Problemlagen des quantifizierten Sports dort bereits implizit mitgeführt werden. So betont Balz, dass Sport vor allem dann als Teil einer Lebenskunst verstanden werden kann, wenn er ein grundsätzlich offenes Geschehen bleibt (vgl. Balz 2000: 375). Seine fünf Prinzipien sportlicher Übungen – Gegenwartserfüllung, Pflege von Gewohnheiten, Erfahrung von Vielfalt, Anerkennung von Ambivalenz sowie die Übernahme von Verantwortung (ebd.: 377ff.) – lassen sich im quantifizierten Sport nicht einfach bedingungslos fortschreiben. An ihnen kann eine potenziell emanzipatorische Sportpraxis unter den Bedingungen seiner Quantifizierung aber weiterhin gemessen werden.

Dass die sich intensivierende Ambivalenz zwischen innerem Subjekt und äußerer Ordnung nicht notwendigerweise einen bloßen Verlust darstellt, macht der Selbstsorgebegriff plausibel: Als sportpraktisch ausgetragener Widerstreit können, so die hier vertretene These, auch Zahlen Teil einer „spannungsreichen Harmonie“ (Schmid 2001: 38) im ausgebildeten Selbstverhältnis zum Sport werden. Im quantifizierten Sport bezeichnet Selbstsorge dann eine Haltung und ein Set erlernbarer Selbsttechniken, mit denen sich Individuen in den unterschiedlichen Teilhabemodalitäten reflexiv und selbstbestimmt zu quantitativen Ordnungen ins Verhältnis setzen.

1.4 Methode. Der mediengenealogische Zugriff

„Intuitives schwimmen“ in den Wahrheitsspielen des quantifizierten Sports

In Bezug auf de la Vega bleibt damit zunächst die Frage offen, wie der Realität sportlicher Vermittlung auch dort Rechnung getragen werden kann, wo Sportpraxis zunehmend medientechnisch organisiert wird, jedoch ohne das ihr eigene Versprechen der Unmittelbarkeit bereits methodisch zu relativieren. Gefordert ist also ein Zugriff auf den quantifizierten Sport, der Praxisnähe und sportethische Fragestellungen mit einer Analyse technischer Vermittlungsordnungen verbindet und diese auch wirklich als dynamische und potenziell aufsteigende Machtstrukturen beschreibbar macht.

Ein Blick in die Vergangenheit des quantifizierten Sports bietet sich hierfür aus zwei Gründen an. Zum einen, weil sportliche Praxis vor seiner umfassenden Quantifizierung technisch weniger dicht vermittelt war, wodurch sich aus der historischen Distanz eine vergleichende Perspektive auf ihre gegenwärtigen Formen eröffnet. Zum anderen haben sich die Medien, die sich mit Werron einer sinnlich-wahrnehmungsbezogenen, älteren Beobachtungsebene zuordnen lassen, wenig überraschend auch im quantifizierten

Sport als robust erwiesen, da sportliche Praxis ihr Versprechen der Unmittelbarkeit auch weiterhin bevorzugt über sie einlöst. Entsprechend gewagt wäre die These, die zahlenbasierte, zweite Beobachtungsebene könne die erste obsolet machen. Vielmehr treten quantitative Orientierungsangebote medienkonvergierend hinzu und konkurrieren mit sinnlichen Medien um sportliche Wahrheitsproduktion – etwa in Form sportstatistischer Wissensangebote, die zuvor lediglich visuell erfasst wurden, als argumentative Ressourcen neben erzählerischen Interpretationen oder durch direkte Einschreibung in den körperlichen Vollzug sportlicher Praxis.

Im Sport treten Zahlen also nie isoliert auf, sondern stets gemeinsam mit sinnlichen Medien und ihren diskursiven Anschlussformen. Die „Einsicht, dass alte Medien von den neuen nicht einfach verdrängt werden, sondern in ihnen wiederkehren“, die, wie Apprich und Bachmann (2017: 409) betonen, „in der Medienwissenschaft schon länger als gesichert“ gilt, kann ohne Weiteres auf den quantifizierten Sport übertragen werden. Soziotechnische Wirksamkeit und sogar die Existenz von Zahlen im Sport setzen vorgängige Sportpraxis voraus. Eng anschließend an dieses Wiederkehrpostulat elaborieren Apprich und Bachmann die Mediengenealogie als methodischen Zugriff, der für den vorliegenden Forschungszusammenhang sehr anschlussfähig ist. Sie knüpft dabei an das genealogische Anliegen an, Macht als dynamischen Prozess innerhalb lokaler Praktiken und Diskurse zu analysieren, ist jedoch von einem spezifischen Interesse an der Fortentwicklung immer auch sozial erfundener Medientechnologien geleitet (vgl. ebd.: 409), ohne diese auf Kosten praxeologischer Perspektiven auf rein technische Aspekte zu verkürzen (vgl. ebd.: 405; 412). Entsprechend rücken insbesondere Medienpraktiken in den analytischen Fokus.

Apprich und Bachmann verstehen unter Mediengenealogie „einen Zugriff auf die Gegenwart der Medien aus ihrer Geschichte heraus“, verbunden mit dem Ziel einer „Kritik der Gegenwart“ (ebd.: 405). Dabei sucht sie „nach divergenten Linien und versteckten Verwandtschaften, die auf kritische Weise zurück in die Gegenwart weisen“ (ebd.), dort in veränderter Form fortwirken und so eine „Geschichte des Gewordenseins“ (ebd.: 410) digitaler Medienkulturen erzählen lassen. Auch in Abgrenzung zur Medienarchäologie ist hierbei ihr Interesse am historischen Davor und Danach diskursiver Formationen sowie die Annahme einer geschichtlichen Kontingenz medialer Ordnungen kennzeichnend (vgl. ebd.). Im Zugriff auf den quantifizierten Sport verspricht der Zugriff so auch dort eine prinzipielle Offenheit für praxisnahe, aufsteigende Machtprozesse, wo neue, maßgeblich medientechnisch vermittelte Disziplinartechniken in einem weiterhin offenen Umgestaltungsprozess wirksam sind.

Die Autoren benennen drei Grundzüge der Mediengenealogie (vgl. ebd.: 416), an denen sich der vorliegende Zugriff orientiert. Die erste betrifft die Wahl genealogischer Linien,

die sich hier an den unterschiedlichen Teilhabemodalitäten sportlicher Praxis ausrichtet: dem Betrachten von Sport, dem Sporttreiben und dem Reden über Sport. Diese Linien werden von ihren historischen Frühformen über erste paradigmatische Quantifizierungsformate bis zu ihrem gegenwärtigen Fortleben im Kontext von wearable- und appbasierter Selbstquantifizierung individueller Sportpraxis verfolgt, um zu analysieren, wie ältere Medien der ersten Beobachtungsebene im quantifizierten Sport fortwirken und in neuen Praxiszusammenhängen umcodiert werden oder praktisch umcodiert werden könnten.

Der zweite Grundzug betrifft die spezifische Rekonstruktion der gewählten Linien, also das „Erfassen vielfältiger und wechselseitiger Beeinflussungsverhältnisse“ (ebd.) innerhalb historisch gewachsener, digitaler Medienkulturen. Die Mediengenealogie ist hierfür kein abgeschlossener Methodenkatalog. Sie bildet einen gegenstandsbezogenen Analysezugang, aus dem sich das weitere methodische Instrumentarium innerhalb der gewählten Linien selbst entfalten muss. Deswegen wird der von Apprich und Bachmann vorgeschlagene Methodeneklektizismus (vgl. ebd.) im vorliegenden Zugriff aufgegriffen, wobei der Diskursanalyse die zentralste Rolle zukommt. Die jeweils eingesetzten Methoden werden am Ende dieses Kapitels kurz konkretisiert.

Drittens plädieren die Autoren für ein „intuitives «Schwimmen» in komplexen Zusammenhängen der Vergangenheit und von dort zurück in die Gegenwart“ (ebd.), womit auf eine im Forschungsprozess einzunehmende epistemische Haltung verwiesen ist. Denn vergangene und gegenwärtige Medienkulturen entziehen sich stets dem unmittelbaren Zugriff. Die vergangenen, weil sie nur aus der historischen Rückschau rekonstruierbar sind. Die gegenwärtigen, da sie ausgehend von einem „emphatischen Medienbegriff“ (ebd.: 406) die Bedingungen der Erkenntnis selbst mit hervorbringen, aus denen heraus analysiert und kommuniziert wird. Mediengenealogisches Arbeiten bedeutet dann, produktiv zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu vermitteln, um digitale Medienkulturen in ihrer historischen Gewordenheit einer Revision zu unterziehen.

Liest man Apprich und Bachmann genauer, kann das von ihnen beschriebene „Schwimmen in komplexen Zusammenhängen“ auch als ein Schwimmen in Wahrheitsspielen verstanden werden. Tatsächlich verweisen sie bereits zu Beginn ihrer Arbeit darauf, dass die Frage nach den Prozessen, die zur Herausbildung der „Macht- und Wahrheitsstrukturen innerhalb digitaler Kulturen geführt haben“ (ebd.: 405) über die Analyse von Wahrheitsspielen beantwortbar wird. Was sind Wahrheitsspiele?

Wahrheit meint bei Michel Foucault das, was zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt als wahr akzeptiert wird. Wahrheitsspiele markieren die regelhaften Praktiken und Verfahren, durch die diese Wahrheit hervorgebracht, stabilisiert und wirksam wird,

aber umgekehrt auch brüchig werden kann. Aus diesem Grund versteht Foucault Spiel, wie Joseph Vogel hervorhebt, „im Sinne von *game* und nicht *play*“, also als „Summe strategischer Regeln, die ein Machtgefüge bilden“ (2020: 343). Als solche konstituieren Wahrheitsspiele auch die „rahmensetzende Totalität“ (Apprich/Bachmann 2017: 406) einer immer bereits medial vermittelten Erkenntnissituation im Hier und Jetzt der Medienanalyse mit. Für den vorliegenden Forschungszusammenhang ist hierbei vor allem entscheidend, dass der Begriff des Wahrheitsspiels eng an Foucaults dritte Analyseachse der Ethik anschließt und es erlaubt, emanzipatorische Perspektiven auch unter Bedingungen disziplinarischer Machtverhältnisse zu denken. Man kann Wahrheitsspiele nicht grundlegend „anders spielen“, da außerdiskursive Handlungen unmöglich sind. Durch selbsttechnische Sorge um sich selbst können sich innerhalb dieser Spiele der Macht jedoch neue Handlungsoptionen eröffnen, in denen Subjekte ihr Verhältnis zur Wahrheit aktiv bearbeiten und mitgestalten.

Der mediengenealogische Zugriff auf emanzipatorische Potenziale im quantifizierten Sport zielt in zwei miteinander verwandte Richtungen, durch die Sportpraxis im quantifizierten Sport als potenziell aufsteigende Machtform beschreibbar wird. Erstens richtet er sich auf die Rekonstruktion von Wahrheitsspielen zwischen seiner sinnlich-wahrnehmungsbezogenen und seiner zahlenbasierten Beobachtungsebene, in deren historischer Konfrontation sich neue Wahrheitsverhältnisse herausgebildet haben, die Subjekten vor der durchgreifenden Rationalisierung sportlicher Praxis andere Spielräume der Wahrnehmung, Selbstwahrnehmung und Artikulation eröffneten. Der Rückgang auf diese historischen Konstellationen ist mit der Frage verbunden, ob und in welcher Weise emanzipatorische Potenziale des Sports verschüttet wurden und ob sie unter den gegenwärtigen Bedingungen seiner Quantifizierung reaktivierbar sind.

Zweitens erlaubt die historische Rückschau, eine neue Perspektive auf emergierende Spielräume innerhalb quantitativer Ordnungen zu entwickeln, in denen eine selbstbestimmte Sportpraxis *durch* einen bewussten Umgang mit quantitativen Orientierungsangeboten kultiviert werden kann. Im Zentrum steht hier die Frage, wie Zahlen gegenwärtig in neuen Praxiskonstellationen selbstsorgend genutzt werden können, um im quantifizierten Sport auch wirklich eigene, „spezifische evaluative Einschätzungen, Sorgen und Ziele“ auszubilden (Detel 2020: 137).

Kapitelübersicht

Die Arbeit ist in drei Hauptkapitel gegliedert, die je einer Teilhabemodalität sportlicher Praxis folgen, innerhalb derer emanzipatorische Potenziale denkbar sind: dem Betrachten von Sport, dem Sporttreiben und dem Reden über Sport. Da diese Modi gerade im plattformbasierten Self-Tracking stark ineinandergreifen, handelt es sich

hierbei um ein heuristisches Verfahren. Es dient dazu, einige der historischen und gegenwärtigen Wahrheitsspiele abzugrenzen, in denen sich die Beobachtungsebenen innerhalb lokaler Praktiken überlagern, wodurch Spielräume praktischer Aneignung neu verteilt werden. Die jeweiligen Unterkapitel im Inhaltsverzeichnis geben bereits einen Überblick über die verfolgten genealogischen Linien.

Kapitel 2, „Sport betrachten“, bildet den epistemischen Ausgangspunkt der Arbeit und rekonstruiert die mediengenealogische Entwicklung sportlicher Sichtbarkeitsordnungen. Die Analyse setzt bei der Einsicht an, dass sportliche Erfahrung maßgeblich visuell vermittelt ist und das Zuschauen eine eigenständige, praxisförmige Teilhabemodalität darstellt, in die quantitative Orientierungsangebote zunehmend eindringen und so das Sichtbare und Unsichtbare mitkonstituieren. Im Zentrum steht die Rekonstruktion von Wahrheitsspielen, die sich zwischen Auge und Zahl materialisieren. Anhand historischer und zeitgenössischer Beispiele wie den Olympischen Spielen der Moderne und seiner filmischen Gegenästhetik in Riefenstahls *Olympia*, über Scouting Reports bis hin zu Interfaceanalysen von Trackingapplikationen wird rekonstruiert, wie sich die Sportbetrachtung unter den Bedingungen des sich durch Zahlen weiter verdichtenden Leistungsimperativs verändert und ästhetische Erfahrungsweisen zunehmend marginalisiert werden. Hier liegt gleichzeitig ein reaktivierbares Potenzial sinnlicher Sportbetrachtung, welches gegenwärtig gerade in den epistemischen Leerstellen der Zahl wirksam werden kann: etwa im kultivierbaren *Eye Test*, in dem die Wissensüberschüsse des quantifizierten Sports sichtbar bleiben. Methodisch verbindet das Kapitel diskurs- und bildanalytische Ansätze mit einer genealogischen Perspektive auf Sehkonventionen und ihrer Machtwirkungen auf die Visualität sportlicher Wahrheit, stets mit Blick auf Spielräume im und jenseits des von Zahlen mitkonstituierten Wahrnehmungshorizonts.

Kapitel 3, „Sport treiben“, richtet seinen Fokus auf den körperlichen Vollzug sportlicher Praxis und fragt, wie sich Selbstsorge auch dort ausbilden kann, wo sportliche Praxisordnungen zunehmend von Quantifizierungseffekten durchdrungen werden. Ausgangspunkt ist eine mediengenealogische Kritik am Ablösungsnarrativ in Guttmanns *From Ritual to Record*. Es wird gezeigt, dass Ritual und Körpertechnik im Sport fortwährend ineinandergreifen und Handlungssicherheit ermöglichen, zugleich aber auch die Offenheit sportlichen Handelns begrenzen können. Methodisch kombiniert das Kapitel ritualtheoretische und phänomenologische Ansätze mit einem sozioinformatischen Zugriff auf die zweite Beobachtungsebene des quantifizierten Sports. Die genealogische Linie sportlicher Praxisorganisation wird mit Phil Agres (2003 [1994]) Konzept der Handlungsgrammatiken in den quantifizierten Sport fortgeschrieben. Es wird gezeigt, dass Selbstsorge im quantifizierten Sport maßgeblich

an die Fähigkeit gebunden ist, selbst gewohnheitsmäßige Schwellen gegenüber technischen Umwelten auszubilden, um eine Differenz zwischen der eigenen sportlichen Existenz und den sie reduktiv erfassenden quantitativen Leistungsprofilen aufrechtzuerhalten. Ein geeignetes Trägermedium für die selbstgesetzte Gewohnheit ist das Ritual.

Kapitel 4, „Über Sport reden“, rekonstruiert die Rationalisierung von Sprachformen. Ausgehend von Ecos Diagnose einer phatischen Sportrede wird aufgezeigt, wie Zahlen Sprachformate strukturieren und wie sich die Erzählung gegenüber der kumulativen Aufzählung sportlicher Basiseinheiten behaupten kann. Methodisch verknüpft das Kapitel Gumbrechts präsenzästhetische Perspektive mit Latours (2009) Konzept der *immutable mobiles*, um zu zeigen, wie Zahlen als stabile und zirkulationsfähige Kommunikationselemente an epistemischer Autorität gewinnen und sportliche Sagbarkeit dadurch umstrukturieren. Daran anschließend wird die Möglichkeit einer Rehabilitation einer Form der Erzählung diskutiert, die nicht bloß quantitative Leerstellen füllt, sondern sich die Rückeroberung des „Kopfkinos“ in der Sportrezeption zum Ziel setzt. Schließlich wird der scrollbare Feed in Sportapplikationen als Setting gegendokumentarischer Praktiken analysiert, in dem das digitale Geständnis Grundlage einer parrhesiastischen Selbsterzählung wird.

2. Sport betrachten

2.1 Blick

„We look at it rather than do it.“ Ein Fehlschluss

Es war eine Autofahrt von Athen nach Olympia durch die bergige Peloponnes, die Hans Ulrich Gumbrecht die Anstrengungen vermittelte, die das griechische Publikum auf sich nehmen musste, um selbst Augenzeuge der Olympischen Spiele der Antike zu werden. Gumbrecht verweist mit Recht darauf, dass es für diese Strapazen kein modernes Pendant gibt (2005: 59). Gleichwohl entsagen weiterhin Jahr für Jahr Tausende Radsportfans ihrem heimischen Sofa, lassen ihre Autos am Fuße abgesperrter Bergankünfte der Tour de France und anderer Straßenrundfahrten stehen und bezwingen die Gebirgspässe mit dem eigenen Rad oder zu Fuß, um ihre Lieblingsfahrer später für nur wenige Sekunden an sich vorbeiziehen zu sehen.

Bei aller historischen Distanz – die Götter sind vom Olymp längst gewichen und die Tour de France bildet gegenwärtig direkt hinter den Olympischen Spielen der Neuzeit lediglich einen Teil der Spitze einer massenwirksamen, globalen Kulturindustrie – wird moderner Sport zwar unter gänzlich anderen medialen Vorzeichen inszeniert, bleibt aber weiterhin ein Spektakel und vor allem: ein genuin visuelles Phänomen.

Diesen Sachverhalt kann man heute auch bereits auf unspektakulärere Beobachtungen zurückführen: Jogger, Rennradfahrer oder Skater sind als solche direkt identifizierbar, weil Sport längst Teil ubiquitär sichtbarer Alltagskultur geworden ist. Viele Sportarten, die wir nie selbst ausgeübt haben, können wir nichtsdestotrotz unmittelbar mit gesehenen Körpertechniken, Sportgeräten und passender Sportkleidung assoziieren. Da unser Verhältnis zum Sport maßgeblich auf dem Zuschauen gründet, erweist es sich als Fehlschluss, dieses voreilig mit dem Sporttreiben gleichzusetzen: „There is a central paradox here: most of our engagement with sport is visual, we look at it rather than [sic] do it.“ (MacLean 2022: 689)

Visuelle Netzwerke, Quantifizierung und die Notwendigkeit einer Revision rezeptiver Ohnmacht

Wie hartnäckig die Körperfixierung selbst in akademischen Debatten fortwirkt, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die Sportgeschichte den Visual Turn erst mit einiger Verspätung aufgegriffen hat (vgl. Huggins 2015: 1815; Huggins/O'Mahony 2011: 1090). Dabei bietet ebenjener kulturwissenschaftliche Paradigmenwechsel der 1980er und 1990er Jahre die Möglichkeit, die visuelle Kulturalität des Sports sowie die in der klassischen Sichtweise verkannte Bedeutung des Sehens als maßgeblichen Bestandteil abendländischer Sportgeschichte zu akzentuieren. Im Kern setzte sich mit der resultierenden Etablierung

des Forschungsfeldes der Visuellen Kultur die Einsicht durch, dass der Blick eine sozial konstruierte Praxis der Bedeutungsproduktion ist, „tightly tied to culture now and in the past“ (Huggins 2015: 1814f.).

Die jahrtausendelange Persistenz des skalierbaren, skopischen Architekturprinzips von Sportstadien, das möglichst vielen Menschen durch ansteigende Zuschauerränge einen möglichst ungehinderten Blick auf die Schauspiele ermöglichen soll, die sich in ihrer Mitte zutragen, ist ein unmittelbar aus der materiellen Kultur des antiken Griechenlands herleitbares Indiz dafür, dass das Zuschauen im abendländischen Sport auf einem Prinzip totaler Sichtbarkeit beruht. Wie das Sichtbare wahrgenommen und interpretiert wird, ist jedoch historisch variabel. Die Überführung visueller Methoden in sportgeschichtliche Untersuchungen eröffnet die Gelegenheit, jene sich wandelnden visuellen Interpretationsmuster zu rekonstruieren, die unterschiedliche historische Sichtweisen auf den Sport konstituieren. Denn für Sportbetrachtende offenbaren einfallende Bilder in spezifischen kulturellen Kontexten stets verschiedenartige Weltzusammenhänge und Selbstbezüge. Ihre kontextabhängige Rezeption rahmt, wie Sport verstanden, gefühlt und so letztlich auch als potenzieller Teil des Selbst erfahren wird:

Though visual representations are always embedded in wider culture, it is ,seeing', or rather ,perceiving', those specific visual representations upon which social groups rely, that for many has now become intertwined with ,knowing', ,understanding', and emotionally ,feeling' sport. (Huggins 2015: 1814)

Zur systematischen Einordnung des Forschungsstands kann das aus dem Visual Turn hervorgegangene Methodenrepertoire in zwei Kategorien aufgefächert werden: bildzentrierte und publikumsorientierte Ansätze.

Bildzentrierte Herangehensweisen interessieren sich für Symbolik und Ikonografie in überlieferten Bildquellen oder rekonstruieren deren Produktionsbedingungen im Kontext historischer Sportkulturen (Huggins/O'Mahony 2011: 1098). Sie umfassen Beiträge aus der Inhaltsanalyse (Jäger 2018; Seyidoglu et al. 2022), der kunsthistorisch orientierten Bild- und Filminterpretation (Streible 2008; Englert 2018; Hachleitner/Colpan 2018) sowie dem ikonografisch ausgerichteten Zweig der Semiotik (Wild 2010; Osmond/Phillips 2011; Lee 2017).

Diese Ansätze neigen allerdings dazu, lediglich „fairly narrow and specific conclusions“ zu generieren (Huggins/O'Mahony 2011: 1098), und das Visuelle „in almost positivist terms“ (MacLean 2022: 690) entweder als Illustrationen oder umgekehrt gleich als isolierte, empirische Evidenz zu behandeln. Diese Tendenz wurde in der

Forschungsliteratur, die sich mit visueller Kultur und Sportgeschichte auseinandersetzt, wiederholt kritisiert (vgl. ebd.; Huggins 2015: 1819; Huggins/O'Mahony 2011: 1091). So kann unbeachtet bleiben, was der Visual Turn eigentlich explizit betont: Bilder sind Teil eines Netzwerks, in dem im Zusammenspiel von visuellen und nicht-visuellen Texten Blicke auf das Sichtbare des Sports eingefordert werden, wodurch auch das Unsichtbare konstituiert wird (vgl. MacLean 2022: 690). Hinzu kommt, dass bildzentrierte Zugänge überwiegend an große Sportspektakel gebunden sind, da hier die Bildquellenlage am besten dokumentiert ist. Somit privilegieren sie den massenmedial präsentierten Spitzensport gegenüber alltäglicheren Formen sportlicher Visualität, in die gegenwärtig auch die Zahl immer weiter eindringt. Das birgt die Gefahr, unauffälligere Mechanismen sportlicher Sichtbarkeit auszublenden, die für die Herausbildung eines autonomen Wahrnehmungsverhältnisses ebenso zentral sind.

Die publikumsorientierten visuellen Ansätze aus teilweise feministisch orientierten (Curtin 2015) Beiträgen der Psychoanalyse (Huggins 2008; Engley 2024), der Diskursanalyse (Gajek 2018; Stauff 2018; Goff 2024), dem eher identitätsorientierten Zweig der Semiotik (Simsek/Bozdog 2024; Kuter 2024), sowie der Publikums- und Kommunikationsforschung (Chisari 2006; Galindo 2020; Cummins/Hahn 2022) stellen die kulturelle und medientechnische Situiertheit des Sehens in den Mittelpunkt und fragen, wer sich bestimmte Sportbilder wie zu eigen macht. Im Fokus stehen soziostrukturelle Unterschiede zwischen Betrachtungsgruppen und deren jeweilige Sehkonventionen (vgl. Huggins/O'Mahony 2011: 1099).

Gleichwohl bleibt die Überführung dieser Ansätze in sportgeschichtliche Kontexte „largely neglect[ful of] the processes of reception, implying that it is the image itself that produces audience and seeing“ (ebd.). So erscheinen Sportbetrachtende als passive und quasi determinierte Produkte äußerer oder unhintergebar verinnerlichter Strukturen, die unfähig bleiben, eine eigene Wahrnehmungsweise zu kultivieren. Diskursive Positionierungen oder habitualisierte Rezeptionsweisen haben gemein, dass sie die Möglichkeit, in der visuellen Sportrezeption eine eigene Wahrnehmungsweise auszubilden, von vornherein verwerfen.

Dieses Paradigma beschränkt sich aber nicht nur auf visuelle Zugänge zur Sportgeschichte, sondern dominiert auch das sozialwissenschaftliche Verständnis von Sport. Nachdem Pierre Bourdieu in seiner Studie *Die feinen Unterschiede* (1987 [1979]) ästhetische Kunstpräferenzen als soziale Distinktionsmerkmale analysierte, weitete er seine Geschmacksanalyse auch auf den Sport aus (1985). Auch hier scheint ästhetische Sporterfahrung bei Bourdieu weiter als ein Distinktionsmerkmal auf, das sich entlang von Klassenstrukturen ausprägt und sich insbesondere in der Wahl von Lieblingssportarten ausdrückt. Sportpraktizierende werden damit zu Stellvertretern ihrer sozialen Position,

gefangen im eigenen kulturellen Kapital, wobei ihre ästhetischen Urteile diese Position lediglich widerspiegeln. Damit wird passive Rezeption sowohl in der sportgeschichtlichen Forschung, die visuelle Kulturen aufgreift, als auch in den klassischen sozialwissenschaftlichen Sichtweisen auf Sport naturalisiert. Sie dient als fixes Element historischer Sportkonsumption und -rezeption und wird nicht als Teil eines kontingenten und genealogisch untersuchbaren historischen Positionsspiels betrachtet, in dem unterschiedliche Weisen visueller Teilhabe miteinander um Vorherrschaft ringen.

Sporthistoriker Donald Kyle betont, dass die ferne und wehrlose Vergangenheit modernen Anliegen und Sichtweisen nichts mehr entgegenzusetzen hat (vgl. 2015 [2007]: 13). Diese Warnung muss ernst genommen werden, denn wenn die Sportforschung die Figur des strukturell passivierten Sportfans als eine moderne Selbstverständlichkeit behandelt, wird auch der Übergang zu dieser Wahrnehmungsordnung historisch entproblematisiert. Visuelle Kulturen verschwinden nicht einfach, sie werden überlagert.

Vermeidet man diese Ablösungsprojektionen, lässt sich sporthistorisch auch mehr als ein Bruch zwischen Antike und Moderne rekonstruieren und stattdessen eine dynamische Bewegung der Wahrheitsspiele, in denen Sehweisen historisch kontingent verteilt werden und in denen sich zugleich immer Spielräume ethischer Selbstpraktiken und möglicher Emanzipation einstellen. Genau hier bleibt die klassische Sichtweise eine Antwort schuldig, da sie die Frage, wie normierende Strukturen einer visuellen Ordnung und individuelle Handlungsspielräume in Wechselspiele treten, systematisch umgeht. Eine neue Perspektive wird notwendig, die sich von der klassisch-teleologischen Erzählung abgrenzt, welche den modernen Sport aus einer abendländischen Traditionslinie heraus herzuleiten versucht und dabei passive Rezeption zur modernen Konstante erklärt.

Für Zugriffe auf die visuellen Kulturen des modernen Sports können nun zwei Forderungen formuliert werden. Erstens muss Quantifizierung als Teil der visuellen Netzwerke mitgedacht werden, die das Sichtbare und Unsichtbare im Sport konstituieren. Wie die Auseinandersetzung mit dem Visual Turn gezeigt hat, ist visuelle Wahrnehmung nie isoliert zu betrachten. Sie ist stets in visuelle Netzwerke eingebettet, an deren Konstitution auch nicht-visuelle Texte beteiligt sind. Zahlen prägen sportliche Wahrnehmung auch dann, wenn sie gar nicht positiv sichtbar sind, sondern lediglich in den Erwartungshaltungen der Betrachtenden wirksam werden. Deshalb müssen sie auch jenseits spezifischer Anwendungsgebiete wie dem Quantified Self als Teil moderner Sichtbarkeitsordnungen des Sports berücksichtigt werden.

Für dieses Vorhaben bietet die Mediengenealogie einen geeigneten analytischen Zugang. Sie teilt mit der Genealogie die Annahme, dass Macht/Wissens-Beziehungen

in lokalen Konfrontationen von Kräften entstehen, richtet den Blick jedoch stärker auf die medientechnischen Bedingungen, unter denen sie sich konkret ausbilden. In der Sportbetrachtung manifestiert sich diese Konfrontation auf Praxisebene zwischen Auge und Zahl. Zahlen übernehmen dabei epistemische Funktionen, die einst dem Sehen vorbehalten waren: Sie selektieren Sinnbezüge und strukturieren Erwartungshorizonte, wie „richtiges Sportmachen“ auszusehen hat. Diese lokalen Konfrontationen beinhalten gleichzeitig neue Möglichkeiten der Analyse moderner visueller Netzwerke des Sports. Während der Blick als unmittelbare Wahrnehmungsinstanz unsichtbar bleibt, weisen sich Zahlen meist positiv aus und erlauben es so, neue Rückschlüsse auf diese Netzwerke zu ziehen, da sie diese medienkonvergierend mitkonstituieren.

Zweitens gilt es, mit der verbreiteten Vorstellung einer strukturell ohnmächtigen Sportrezeption in der Moderne zu brechen. Damit wird verkannt, dass Wahrnehmung selbst eine Praxis ist, in der sich auch unter normierenden Bedingungen Spielräume für eigene Rezeptions- und Erlebnisweisen eröffnen können. Alte Wahrnehmungsweisen des Sports sind nicht vollständig verschwunden, sondern langsam durch moderne Wahrnehmungsregimes überlagert worden. Die antike Wahrnehmungslehre der Aisthesis war noch auf aktive Teilnahme am Schauspiel und auf Selbstkultivierung des Betrachtenden gerichtet. Sehen hieß dort nicht, passiv von äußeren Mächten in ein Verhältnis zur sichtbaren Welt gesetzt zu werden, sondern *sich selbst in ein Verhältnis zur sichtbaren Welt zu setzen*: ein „taking sight“ innerhalb eines sicher noch in geringerem Maße normierenden visuellen Netzwerks, das ungeachtet dessen auch in gar keinem grundsätzlichen Widerspruch zu dessen „demanding sight“ stand, sondern in der Aisthesis ein Wechselspiel mit visuellen Netzwerken eröffnete, das als Praxisform einer kultivierten Lebenskunst auch kontemplativ beispielbar war. Selbsttechniken bezeichnen die zielgerichteten Operationen, mit denen auch visuelle Netzwerke weiter beispielbar sind.

Die Olympischen Spiele und Leni Riefenstahls *Olympia*

Trotz dieser privilegierten Stellung des Visuellen wurde demnach kein umfassender Versuch unternommen, die Betrachtung von Sport als distinktes Feld der Selbstsorge zu artikulieren. Dabei steht gerade das Sportspektakel in einem recht offenkundigen Spannungsverhältnis zum Selbstsorgediskurs: Es will – ob aus rituellen oder profanen Gründen – gesehen werden, verspricht visuelle Teilhabe und erfordert einen gewissen Grad an Organisation, um seinen Zielen der immer bestimmten und gegenwärtig oft maximalen Sichtbarkeit gerecht zu werden. Wenn der Blick durch Rahmung normiert wird, verliert dieser jedoch an Offenheit, und Räume für subjektive, von gängigen Sehweisen abweichende Wahrnehmungsformen schwinden.

Am Beispiel der Olympischen Spiele lässt sich diese Dynamik einleiten. Als sich 2015 die Vorwürfe eines staatlich gesteuerten Dopings gegen Russland verhärteten, intervenierte das Internationale Olympische Komitee nicht allein durch Ausschluss der gedopten Athleten. Es griff auch unmittelbar in das Sichtbarkeitsregime der Folgespiele ein. Saubere russischstämmige Teilnehmende durften dort nur noch unter neutraler Flagge antreten. An die Stelle der russischen Trikolore traten in der Folge neutralisierte Leerstellen, etwa weiße Felder in den grafischen Überblendungen der Sportberichterstattung. Aus einer westlichen Perspektive gilt diese Form der politisch gesteuerten Unsichtbarmachung bis heute weitgehend als legitim. In dieser Szene zeigt sich, dass das Visuelle im Sport Träger politischer Bedeutung ist, aber auch, dass ein dialektisches Zusammenspiel von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit den Wahrnehmungshorizont des Visuellen erst konstituiert (vgl. MacLean 2022: 690), welches andernfalls, und nicht wie in den neutralisierten Leerstellen, fast immer vorreflexiv bleibt.

Besonders deutlich zeigte sich in Berlin 1936, dass dieses Zusammenspiel institutionell kaum zuverlässig vereinnahmt werden kann. Auf sportlicher Seite entzog sich der vierfache Olympiasieg von Jesse Owens jenem rasseanthropologischen Weltbild, das die Nationalsozialisten im Olympiastadion eigentlich heraufbeschwören wollten. Das Fehlen eines Siegerfotos mit Hitler verweist noch indirekt auf die Anteile der nationalsozialistischen Bildchoreografie, die sich kontrollieren ließen. Owens' Siegerehrungen konnten dem Weltpublikum aufgrund olympischer Paritätsnormen bei gleichzeitiger internationaler Ausrichtung der Großveranstaltung jedoch nicht vorenthalten werden.

Doch auch jenseits zentral orchestrierter „to-be-looked-at-ness“ (ebd.: 691) solcher Sportspektakel wirken Formen visueller Rahmung, die nicht auf konkrete Akteure oder Inszenierungszentren zurückgehen. Sehkonventionen überspannen das räumlich und zeitlich abgegrenzte Sportspektakel und strukturieren, wie Zuschauer zu einer bestimmten Interpretation sportlicher Visualität gelangen, noch bevor Inszenierungskalküle ein vermeintliches Machtvakuum für sich beanspruchen könnten. Wahrnehmbar werden Sehkonventionen schließlich, wenn sie ästhetisch gebrochen werden. Wem es gelingt, Leni Riefenstahls *Olympia* gedanklich von seiner politischen Instrumentalisierung zu lösen, dem kann sich in dem Film eine Bildästhetik eröffnen, die eingeübte Blickweisen unterläuft. Gleichwohl im Kontext der Berliner Spiele verbleibend, setzt der Film dem vergleichszentrierten Wettkampfblick eine komponierte Sichtbarkeitsordnung entgegen, die, wie Mackenzie (2003: 304) herausarbeitet, einen ästhetischen Bruch zur modernen Sportberichterstattung markiert:

Strictly speaking, *Olympia* is sports coverage, but it is as different from the kinds of sports coverage we are used to seeing as is imaginable. It suppresses the details of the various competitions, in some instances even the final scores, in favor of highlighting the grace, poise, and strength of the athletes.

Indem Riefenstahl vergleichbare Leistungsparameter übergeht, inszeniert sie in *Olympia* eine Sportästhetik, die sich an griechischen Idealvorstellungen von Körper und Bewegung orientiert und sich im gleichen Zug jener für den modernen Sport charakteristischen Rekord- und Vergleichslogik entzieht, an der die antiken Griechen überhaupt kein Interesse zeigten:

„Their technology was more than adequate for them to have marked off a rope and use it to ascertain distance. The significant point is that they simply didn't care. Whether or not the victor of one Olympiad sent his javelin farther than the one thrown four years earlier seems to have been a matter of indifference.“
(Guttmann 1978: 49)

Der berühmte Schwanensprung – heute auf Topniveau schon deswegen unbedeutend, weil er in modernen Wertungssystemen selbst bei annähernd perfekter Ausübung zu wenige Punkte erzielt – tritt in *Olympia* als gegenmoderne Stilisierung eines ganz und gar autotelischen Sportmoments hervor, „only really grasped by being seen“ (MacLean 2022: 689). Im Kontrast dazu wird Owens' sportliche Leistung heute weit stärker über die dokumentierten Zehntelsekunden und Zentimeter wahrgenommen als über die erhaltenen Filmaufnahmen der Wettkämpfe. Die Bilder seiner Siegerehrungen sind ein ikonischer Teil des populären Sportgedächtnisses. Die eigentlichen Wettkampfaufnahmen haben viel kleinere Spuren darin hinterlassen.

Die gleichen Leichtathletikfans, die heute in Onlineforen minutiös darüber spekulieren, wie schnell Owens auf modernen Tartanbahnen, mit zeitgenössischem Schuhwerk und vielleicht sogar unter gegenwärtigen Trainingsbedingungen gelaufen wäre, wären vermutlich auch die ersten, die selbst bei einem Olympiafinale nicht mehr live einschalten würden, würden keine Zeiten, sondern lediglich die Sieger verkündet. Die Teilhabe am Rekordstreben fungiert als zentrales Sehmotiv des modernen Zuschauersports, welches gleichzeitig auf dem Weg der bloßen Optik nicht einzulösen ist.

Riefenstahls filmische Gegenästhetik zum modernen Sport gibt also erste Hinweise darauf, dass ästhetische Qualitäten sportiver Visualität in der historischen Schichtung unserer Sehkonventionen verschüttet liegen. Heute werden Sportübertragungen

erwartungsgemäß mit Zahlen angereichert, die Vergleiche und Projektionen von Leistung ermöglichen. Im Kontrast dazu eröffnet *Olympia* einen Blick auf die Grenzen einer modernen Betrachtungsweise des Sports, in der unser Sehen immer schon durch verinnerlichte Erwartungshaltungen vorstrukturiert ist. Von der Tartanbahn bis zur Sportuhr wird moderner Sport immer stärker durch Zahlen vermessen. Dort, wo vermessen wird, gerät schnell aus dem Blick, was sich nicht messen lässt. Die visuellen Selbstbezüge zum Sport, die weniger auf intelligibler Vergleichbarkeit als auf der sinnlichen Wahrnehmung seiner ästhetischen Präsenz beruhen, verkümmern, wenn sie nicht zielgerichtet und praktisch kultiviert werden.

Aisthesis: Eine genealogische Perspektive auf die Wiederbelebung einer antiken Wahrnehmungslehre in der modernen Wahrnehmungsschule

In *Überwachen und Strafen* beschreibt Michel Foucault den historischen Wandel der Organisation abendländischer Gesellschaftskörper. Er zeigt, wie im 19. Jahrhundert die Abschreckungsfunktion öffentlicher Bestrafungszeremonien von einem diskreten, panoptischen Wahrnehmungsdispositiv abgelöst wird, welches durch die „Einrichtung des zwingenden Blicks“ (1977 [1975]: 221) zu einem dezentralisierten und selbstdisziplinierenden Machtmechanismus wird. Der Panoptismus ist dabei lediglich ein paradigmatisches Beispiel unter einer Vielzahl von Disziplinarsystemen, die Macht in der Moderne „nun nicht mehr über Rituale, sondern durch permanente Überwachungs- und Kontrollmechanismen“ (Foucault 2003: 115) ausüben.

Diese Dezentralisierung stellt für Foucault das vielleicht maßgebendste machtanalytische Unterscheidungsmerkmal moderner, abendländischer Gesellschaften gegenüber seinen antiken Vorläufern dar:

Wir sind weit weniger Griechen, als wir glauben. Wir sind nicht auf der Bühne und nicht auf den Rängen. Sondern eingeschlossen in das Räderwerk der panoptischen Maschine, das wir selber [sic] in Gang halten – jeder ein Rädchen.“ (Foucault 1977 [1975]: 279)

Entscheidend ist hierbei vor allem Foucaults Einsicht, dass moderne Macht nicht mehr von einem souveränen Zentrum ausgeht. Sie sedimentiert sich in normalisierten Praktiken und breitet sich mit ihnen horizontal aus. Foucault sieht in den gewaltregulierenden Reformen der Justizsysteme daher keinen humanistischen Durchbruch (vgl. Bogdal 2020: 76), sondern ein taktisches „Instrument zur Wiederherstellung des homo oeconomicus“ (Foucault 1977 [1975]: 159) und zur „Formierung eines Gehorsamssubjekts, das den allgemeinen und ausgeklügelten

Prozeduren irgendeiner Macht unterworfen ist“ (ebd.: 167). Institutionen, in denen hegemonial wirksame Macht/Wissens-Beziehungen systematisch reproduziert werden, rücken damit in den Fokus genealogischer Analysen.

Die Schule eignet sich zu diesem Zweck besonders. Sie ist eine Institution, in der kanonisiertes Wissen vermittelt und über Anleitungen und Korrekturpraktiken eingeübt wird. Hinzu kommt, dass im westlichen Kulturkreis kaum jemand dem Sportunterricht entkommen kann. Selbst notorische Sportabstinente haben dort sportliche Praxis, körperbezogene Leistungsevaluation, aber auch sportliche Visualität erfahren. Gleichzeitig operiert die Schule stets im ambivalenten Wechselspiel eines humanistischen Bildungsanspruchs, der sich ideologisch der Heranerziehung selbstbestimmter, urteilsfähiger Adoleszenter verschreibt, mit einem institutionellen Gefüge aus Normalisierungsverfahren, das augenscheinlich eher auf Verwertbarkeit und die Hervorbringung rationaler Akteure abzielt. So entsteht zwischen potenziell emanzipatorischen Selbsttechniken und real-disziplinarischen Machtformen ein diskursives Feld, in dem ständig neu ausgehandelt werden muss, was „Bildung“ eigentlich meint.

Dieses Feld kann exemplarisch an den deutschen Reformen des Kunst- und Sportunterrichts beobachtet werden, die in den späten 1960er Jahren einsetzten. Beide Fächer lösten sich in ihrem Zuge partiell von ihren angestammten, hochkulturell konnotierten Formenwelten (etwa der klassischen Malerei oder dem olympischen Regelkanon) und öffneten sich dafür jugend- und alltagskulturell anschlussfähigeren Praxis- und Ausdrucksformen (Lange/Sowa 2004: 3). Ihr neuer, gemeinsamer didaktischer Nenner kann in einer kurzen Formel gebündelt werden: „Sinnerfüllung durch Aisthesis.“ (ebd.)

Im Rekurs auf Aristoteles und Platon bezeichnet Ternes (2000: o.S.) Aisthesis als „Lehre der sinnlichen, körperlichen Wahrnehmung und Empfindung“. In der Literatur wird der Begriff oft über weit ausgreifende geschichtsphilosophische Rekonstruktionen eingeführt, die die Entwicklung des verwandten Begriffspaares Aisthesis/Ästhetik mit dem wissenschaftsgeschichtlichen Sieg des Verstandes über die sinnliche Erfahrung als hegemoniale Erkenntnisform parallelisieren (vgl. ebd.; Mattenklott 2013: o.S.). Auf eine ähnliche Einsicht wird man stoßen, wenn man die epistemische Neuperspektivierung der reformierten Fächer Kunst und Sport mit den bevorrechtigten Wissensformen anderer Schulfächer kontrastiert und in die breitere Wissensordnung der Moderne einbettet.

Während insbesondere in den naturwissenschaftlichen Schulfächern kognitiv-abstrakte und standardisierbare Erkenntnisweisen privilegiert werden, die als moderne Rationalitätsideale eng mit unserer heutigen Auffassung von Verstand verknüpft sind,

sollten die Reformen des Kunst- und Sportunterrichts jenen sinnlichen Erkenntnisformen einen pädagogischen Raum zurückgeben, die irreduzibel an ästhetische Erfahrungen gebunden sind und im Bildungssystem weitgehend marginalisiert wurden. Diese Rückwendung verweist auf eine Suspendierung der habituellen Formierung gesellschaftlich verwertbarer Akteure zugunsten einer Eröffnung individueller „Sinn- und Glücksperspektiven“ (Lange/Sowa 2004: 3). Außerdem stellt sie einen Bruch mit einer modernen Wahrnehmungsschule dar, die in die Mauern der Bildungsinstitution Schule als Mikrokosmos moderner Wissensordnungen hineinwirkt und dort gleichermaßen reproduziert wird, diese aber auch übersteigt und dabei stets die Relevanz sinnlicher Erfahrung systematisch unter epistemischen Vorbehalt stellt.

Neben der ästhetischen Verbindung der beiden Fächer Kunst und Sport lässt sich aber auch eine Trennung feststellen: Der Kunstunterricht wird allgemein als „ästhetische Erziehung“ ausgewiesen, der Sport gilt jedoch als „Bewegungserziehung“ (ebd.). Dieser Vergleich soll nicht darauf hinauslaufen, Sport zur Kunst zu erklären, sondern auf ein mediales Ungleichgewicht in der didaktischen Konzeptionierung hinweisen. Denn alltagskulturell werden Kunst und Sport gleichermaßen produziert und betrachtet. Innerhalb der Schule wird jedoch nur im Kunstunterricht vermittelt, wie man ästhetische Qualitäten und Ausdrucksformen – die unbestritten auch dem Sport immanent sind – optisch wahrnimmt und reflektiert, obwohl unser Selbstbezug zum Sport ähnlich wie in der Kunst maßgeblich visuell vermittelt ist. Sportliches Sehen bleibt im pädagogischen Kontext ungeschult, zumindest außerhalb des vermittelten Leistungshorizonts.

In den deutschen Arbeiten, die den modernen Sport mit dem antiken Selbstsorgediskurs verbinden, findet sich zumindest eine explizite, wenn auch kaum weiter erläuterte Bemerkung zur Sportbetrachtung, die sich in ein fruchtbares Zusammenspiel mit der Idee einer modernen Wahrnehmungsschule des Sports bringen lässt, wie sie im ästhetischen Bruch von *Olympia* konturiert wird:

Für die gute Form eines Wettkampfs gibt es in der griechischen Antike keine Regeln, wie überhaupt Regeln für den Agon eine sehr geringe Rolle spielen. Über die Ästhetik der Existenz entscheidet ein Urteilsvermögen, das viel eher dem Blick des Kunstkenners ähnelt als der Messlatte des Pädagogen.

(Gebauer 2011: 3)

Dieser Satz gewinnt aus foucaultscher Perspektive besondere Bedeutung, aus der die Figur des Pädagogen als exemplarisch für eine moderne Wahrnehmungsschule des modernen Sports verstanden wird. Sein prüfendes und bewertendes Sehen ist ein disziplinierter und disziplinierender Modus der Macht, seine Wahrnehmung findet in

normierten und normierenden diskursiven Formationen statt. Im antiken Kontext unterlag die visuelle Wahrnehmung noch keiner systematischen Disziplinierung. Die Offenheit des Agons ließ einen offeneren Modus der Betrachtung zu.

Regelwerke oder Bewertungsmaßstäbe „richtigen Sportmachens“ existieren im modernen Sport nicht nur auf dem Papier, sondern wirken unmittelbar auf das Sehen zurück. Als Wissensformen treten sie bereits in der Wahrnehmung in eine wechselseitige Beziehung mit den ihnen zugrundeliegenden Machtformen. Gesehen wird nun bevorzugt, was auch benannt werden kann. Ein „Rebound“ im Basketball, ein „Jab“ im Boxen oder eine „unkonventionelle Schlägerführung“ erscheinen Betrachtenden nicht mehr als reine Wahrnehmungen im freien Assoziationsfluss. Sie sind nun semantisch eingehegte visuelle Bedeutungsträger, die intelligiblen Kategorien aus abstrakten Wissensbeständen zugeordnet werden. Das ästhetische Spektrum gesehener Bewegungen und Formen tritt in die visuellen Netzwerke des modernen Sports ein, in denen visuelle Erfahrung unweigerlich mit assoziierbaren, ideologisch codierten Sofortzuweisungen verbunden werden muss. Nur kontemplative Techniken können diesen Prozess aushebeln.

Die fortschreitende Quantifizierung des Sports verstärkt diese Dynamik, indem sie ein stetig wachsendes Arsenal an semantischen Kategorien und Vergleichsgrößen bereitstellt. Ähnlich wie schulische Anleitungen und andere Bewertungsmaßstäbe „richtigen Sportmachens“ beanspruchen Zahlen und die Kategorien, die sie bevölkern, festzulegen, was im Sport als relevant gilt. Die Rezeption sportiver Bilder kann so nicht mehr als offener Prozess vonstatten gehen. Er wird durch Assoziationen geschlossen, die an abstrakte Wissensbestände gekoppelt sind, deren Festlegung Expertengruppen und medientechnischen Standardisierungslogiken obliegt, welche sich wiederum der Einflussnahme unspezialisierter Akteure entzieht. Damit steht diese Wahrnehmungsordnung jener Einheit des Wissens diametral gegenüber, die in der Antike noch angestrebt wurde.

Dass medientechnische Verfahren Wahrnehmung historisch verändern, ist alles andere als ein neuer Gedanke. Walter Benjamin hat in seinem Kunstwerkaufsatz (1991 [1936]) gezeigt, dass Wahrnehmung selbst materialistisch zu verstehen ist und wesentlich durch technisch-mediale Bedingungen gestiftet und formatiert wird. Auch die Quantifizierung muss als eine dieser Bedingungen begriffen werden, die Sehweisen marginalisiert, die den Betrachtenden erst durch eine Kontingenz der Gegenstände überhaupt naheliegen. Aisthesis bezeichnet also eine historisch überformte Wahrnehmungslehre, kann als solche aber auch als Selbsttechnik fruchtbar gemacht werden, um selbstwirksam in modernen visuellen Netzwerken des Sports zu navigieren. Als zielgerichtete Operation lenkt sie die eigene Aufmerksamkeit kontemplativ auf die sinnlichen Qualitäten des

Sportgeschehens, die im metrischen Blickregime in den Hintergrund treten. Dadurch wird ihr Betrachtungsgegenstand wieder offen wahrnehmbar und so auch neu erfahrbar.

2.2 Statistik

Berechnung statt Beobachtung: *Moneyball* als epistemischer Bruch

In den Spielzeiten von 2000 bis 2003 überraschten die Oakland Athletics („A's“) als eines der budgetschwächsten Teams der nordamerikanischen Major League Baseball mit vier konsekutiven Qualifikationen für die Endrunde. Aus heutiger Sicht überrascht daran weniger die sportliche Leistung selbst als die enorme populärkulturelle Resonanz, die der in dieser Radikalität damals beispiellose, fast vollständig statistikbasierte Ansatz ihrer Spielerkaderpolitik auslöste. Als integraler Bestandteil von Michael Lewis' *Moneyball: The Art of Winning an Unfair Game* (2004) verkaufte sich die Erfolgsgeschichte millionenfach (vgl. Alter 2016: o.S.) und wurde später sogar mit Brad Pitt in der Hauptrolle des General Managers Billy Beane in Hollywood verfilmt.

Für genealogische Zugriffe ist *Moneyball* vor allem deshalb von Interesse, weil in dieser frühen Szene des bereits umgreifend quantifizierten Sports ein Bruch in der historischen Konstellation von Auge und Zahl in der Sportbetrachtung beobachtbar wird, hier konkret im Verhältnis zwischen Gesehener und in der Zahl registrierter Leistung. In Folge dieses Bruchs musste sich der geschulte Blick von Baseballexperten in beispiellosem Maße der sportstatistischen Analyse unterordnen.

Gemeinhin haftet Zahlen und Statistiken der Ruf einer kalten Objektivität an. Angesichts von Elias' und Dunning's These, der Sport biete Affekträume, in denen im Zivilisationsprozess unterdrückte Spannungen und Emotionen kontrolliert ausgelebt werden können, wirkt *Moneyball* kaum als literarischer Stoff, aus dem Sportlegenden gewoben werden. In einer Welt, in der physische Exzellenz außerhalb des Sports außerdem zunehmend obsolet gerahmt wird, liegt die Erklärung, warum Beane nicht trotz, sondern gerade wegen seines radikal quantitativen Ansatzes zur populärkulturellen Heldenfigur aufsteigen konnte, auf der Hand: das Motiv des „winning an unfair game“.

Als die finanzstärksten Baseball-Franchises dieser Jahre umgerechnet fast 3.000.000 US-Dollar pro Sieg investierten, kamen die A's mit einem Sechstel dieses Betrages aus (vgl. Lewis 2004: XIII). In der Aushebelung des in den 2000er Jahren parallel zur Budgetdifferenz der ärmsten und reichsten Teams wachsenden „financial determinism“ (ebd.: XII) ließ sich unter dem Deckmantel eines ökonomischen David-gegen-Goliath-Narrativs ausgerechnet eine mathematikbasierte Strategie als „pursuit of honor through action“ (Bowra 1957: 20f.) erzählen – als moderner Agon, der sich in den Hinterzimmern

der A's und mithilfe von Computern vollzog, nicht körperlich auf dem Spielfeld. Gerade diese narrative Aufladung traditionell kalter Affekträume zum heroischen Kampf bildet die eigentliche popultärkulturelle Sternstunde von Lewis' *Moneyball*.

Die oft nostalgisch konnotierte These, dass Geld und Kommerzialisierung mindestens das Potenzial dazu haben, den modernen Spitzensport von innen auszuhöhlen, findet sich in Stammtischgesprächen über „Retortenvereine“ ebenso wie in feuilletonistischen Debatten über einen vielleicht schon „kaputt finanzierten“ Profisport wieder. Auch an Gebauers Überlegungen (vgl. 2011: 4), warum der moderne Sport eines grundlegenden Wandels bedarf, um heute noch als Teil einer Lebenskunst gelten zu können, ist sie sehr anschlussfähig: Für das „Doping“ kann Geld als Beschaffungsinstanz und Motiv dienen, für die an einen „repräsentationalen Gedanken“ gekoppelte „politische Aufheizung“ als Motor (man denke an das mittlerweile breit diskutierte Sportswashing) und für den „Selbstverlust der Athleten“ als psychologischer Brandbeschleuniger.

Darüber hinaus reduziert finanzielle Ungleichheit eben auch die Ungewissheit sportlicher Ausgänge – eine Eigenschaft, die schon für den antiken Agon konstitutiv war (vgl. Hardy 2009: 140) und im modernen Sport seine spannungsfördernde Funktion beibehalten hat. Selbst Gelegenheitsfans ist heutzutage klar, dass Finanzkraft im Profisport in einem probabilistischen Zusammenhang mit Erfolg steht. Ein bekanntes Sprichwort aus dem deutschen Fußball bringt diese Einsicht eigentlich auch indirekt zum Ausdruck: „Der Pokal schreibt seine eigenen Gesetze.“ Das Sprichwort bezieht sich auf den DFB-Pokal, der im K.O.-Modus ausgetragen wird. Ein unterklassiger Verein würde in der 1. Bundesliga mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit direkt wieder absteigen. In einem einzelnen Spiel – das zeigt sich fast jede Saison aufs Neue – hat er aber eine nicht allzu schlechte Chance auf eine Überraschung. Hier kann weiter viel Unvorhergesehenes passieren.

Wenn der „financial determinism“ allenfalls an der kleinen Stichprobe scheitert, dann heißt das im Umkehrschluss aber auch, dass der vier Spielzeiten andauernde Erfolg der A's kaum als bloßer Zufall abgetan werden kann. Er ging mit einem radikalen Bruch der etablierten Wahrnehmungsschule von Baseballexperten einher, die Leistung mit ihrem geschulten Blick erfassten. Das hat zweifellos auch zu einem gewissen Grad funktioniert, sonst hätten die besten Baseballspieler im „unfair game“ von den finanzstärksten Franchises gar nicht identifiziert und mit hochdotierten Verträgen angelockt werden können. Der epistemische Bruch, den *Moneyball* markiert, richtete sich nicht gegen ein dysfunktionales Wahrnehmungsregime von Leistung. Es war bereits recht erfolgreich.

Trainer und Scouts arbeiten mit visuell erfassten, zunächst unorganisierten Hinweisen aus dem Spielgeschehen, die dort situativ eingebettet sind und nach ihrer Sichtung auf

Basis von Erfahrungswissen erst in einer Praxisgemeinschaft ausdiskutiert werden müssen, ehe sie sich überhaupt als Leistung manifestieren können (vgl. Corsby/Jones 2020: 352). Gesehene Leistung war im Profibaseball vor *Moneyball* damit Resultat eines kollektiven Deutungsprozesses, in dem sich unterschiedliche Blickweisen auf das Spiel begegnen konnten. Diese Form der Leistungszuschreibung eröffnete gleichzeitig einen Raum partizipativer Sinnbildung innerhalb einer geteilten Praxisgemeinschaft, in der Leistung gemeinsam gedeutet und diskutiert wurde. Weil der statistische Ansatz der A's damals so erfolgreich darin war, unterbewertete Spieler zu identifizieren, wurde dieses partizipative Spannungsfeld fast komplett in die Evidenz der Zahlen überführt.

Ogleich die Währung der Sportanalytik, deren informationelles Substrat die Sportstatistik ist, die Wahrscheinlichkeit und nicht die Wahrheit ist, tendiert die Logik fortschreitender Quantifizierung dazu, immer mehr Züge eines Sportspiels berechenbar zu machen und immer engere Kreise um die Offenheit sportlicher Ausgänge zu ziehen. Diese fortschreitende probabilistische Rechnung verkleinert gleichzeitig die Restbestände an Ambivalenz und Unberechenbarkeit im quantifizierten Sport. Damit wird auch die Frage aufgeworfen, welche Teilhabeformen im quantifizierten Sport gerade auf lange Dauer überhaupt noch möglich sind.

Lewis selbst liefert eine komprimierte Übersicht über den *Moneyball*-Ansatz, sein Versprechen und vor allem eine zweite Deutungsebene, die das „unfair game“, den Baseball und sogar den Sport insgesamt transzendiert:

At the bottom of the Oakland experiment was a willingness to rethink baseball: how it is managed, how it is played, who is best suited to play it, and why. Understanding that he would never have a Yankee-sized checkbook, the Oakland A's general manager, Billy Beane, had set about looking for inefficiencies in the game. Looking for, in essence, new baseball knowledge. In what amounted to a systematic scientific investigation of their sport, the Oakland front office had reexamined everything from the market price of foot speed to the inherent difference between the average major league player and the superior Triple-A one. That's how they found their bargains. Many of the players drafted or acquired by the Oakland A's had been the victims of an unthinkable prejudice rooted in baseball traditions. The research and development department in the Oakland front office liberated them from this prejudice and allowed them to demonstrate their true worth. A baseball team, of all things, was at the center of a story about the possibilities – and the limits – of reason in human affairs. (Lewis 2004: XIV)

Lewis beschreibt die A's hier als aus unterbewerteten Spielern zusammengesetzten sportlichen Außenseiter, aber auch als Musterbeispiel einer weiterreichenden Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen von „Vernunft“ im menschlichen Handeln. Die A's wurden so zum Testfall eines zahlengetriebenen Rationalisierungsnarrativs, dessen progressive Mission darin besteht, Ordnung durch Berechenbarkeit herzustellen.

In dieser Beschreibung geht das mit der Idee einher, dass mathematische „Vernunft“ menschlichen Bias überwinden und sogar menschliche Urteile grundsätzlich obsolet machen könnte. Indem die Sportstatistik in den *Moneyball Years* vom Nebensinn zur alles überragenden epistemischen Instanz erhoben wurde, ist in dieser frühen Szene des quantifizierten Sports also ein durchaus beklemmender Horizont angelegt. In der Sportbetrachtung stehen dabei die Möglichkeiten subjektiver Urteilskraft innerhalb des sich semantisch stetig verdichtenden quantitativen Bewertungsrahmens, ästhetische Selbstbezüglichkeit auch jenseits davon, sowie der Zuschauersport als visuell erfahrbarer Gegenraum zur Alltagsrationalität im Allgemeinen auf dem Spiel.

Im Folgenden wird gezeigt, wie Wahrheitsspiele, die sich zwischen Auge und Zahl formieren, auch den Zuschauer- und Hobbysport immer mehr durchdringen. Dabei soll deutlich werden, dass Zahlen visuelle Wahrnehmung umcodieren, da sie Aufmerksamkeiten umlenken und ästhetische Erfahrung vorstrukturieren. Gleichzeitig bleibt die Möglichkeit bestehen, dieses eingeeengte Wahrnehmungsspektrum durch kultivierbare Selbsttechniken für sinnliche Wahrnehmungsformen erneut zu öffnen.

Schauen mit und zwischen den Zahlen: Der *Eye Test* als ästhetische Praxis

Zunächst zum Zuschauersport. Die visuelle Wirksamkeit quantitativer Orientierungsangebote kann hier nur schwer isoliert werden, da insbesondere das über Bildschirmmedien Gesehene immer schon Ergebnis komplexer medialer Vermittlungs- und Inszenierungslogiken ist. Selbst dort, wo Zuschauende Zahlen nicht aktiv konsultieren, sind sie gerade in hochgradig quantifizierten Sportarten aber trotzdem immer präsent, da sie als impliziter Referenzrahmen Erwartungen strukturieren, die auch über begleitende Diskurse wie den Sportjournalismus hervorgebracht werden, die ihrerseits quantitative Angebote aufgreifen. In datenintensiven Sportarten kann der moderne Zuschauersport daher kaum mehr als nicht-quantifiziert gedacht werden, weil sich dort der sinnlich-wahrnehmungsbezogene und der zahlenbasierte Modus der Sportbetrachtung fortlaufend aufeinander beziehen.

Wo Zahlen in der Konvergenz der beiden Beobachtungsebenen den Blick entlang von Vergleich und Bewertung lenken, dabei das Spektrum ästhetischer Erfahrung reduzieren und sportliche Bedeutung in einem sich stetig weiter ausdifferenzierenden Arsenal an semantischen Leistungskategorien organisieren, ändert sich auch der

Wahrnehmungshorizont dessen, was in der Sportbetrachtung gemeinhin als sportlich bedeutsam erfahren wird. Damit geraten quantitative Wahrheitsangebote in ein Spannungsverhältnis zu einem zentralen Anliegen der Selbstsorge: der Möglichkeit, sich in der eigenen Wahrnehmung einen eigenen Assoziationsfluss zu bewahren, der sich gegen die epistemische Autorität der Zahlen behaupten kann und ein weites Spektrum ästhetischer Erfahrung weiterhin erfahrbar macht.

Welche praktisch-reflexiven Haltungen können Zuschauende gegenüber diesen visuellen Netzwerken einnehmen, um ihre Wahrnehmung von Sport weiter eigenmächtig zu gestalten? Eine erste grundlegende Entscheidung muss für den emanzipierten Betrachtenden zunächst darin bestehen, ob Sport innerhalb des durch Zahlen mitkonstituierten Leistungshorizonts betrachtet werden soll oder außerhalb davon. Prinzipiell sind beide Optionen möglich. Dabei gilt: Die Interpretation ist nicht per se der Feind ästhetischer Erfahrung, wohl aber eines freien, assoziativen Wahrnehmungsflusses. Eine experimentelle, kontemplative Wahrnehmungshaltung – so die hier in Bezug auf Riefenstahls *Olympia* vertretene These – kann verschüttete ästhetische Qualitäten des Sports jenseits quantitativer Vergleichslogiken freilegen. Die zunächst besprochene, pragmatischere Selbsttechnik zielt aber auf eine visuelle Navigation *innerhalb* quantifizierter Leistungsordnungen.

Scouting Reports (Abb. 1) liefern erste Hinweise, weil sich in ihnen die für die Sichtbarkeit des quantifizierten Sports konstitutiven Wahrheitsspiele zwischen Auge und Zahl materialisieren. Als sprachlich strukturierte Dokumente sind sie keine bloßen Hybridmedien aus visueller und zahlenbasierter Beobachtung. Sie sind eine Zusammenstellung aus heterogenen Elementen, die sich als eine „Allianz evaluativer Programme“ (Werron 2005: 221) begreifen lässt, in denen Narration, technisches Bild sowie Sportstatistiken und ihre Visualisierungen ineinandergreifen.

Formulierungen wie „can provide a spark at any time“ oder „what you see is what you get“ verweisen bereits darauf, dass selbst dort, wo sportliche Leistung prognostisch erfasst werden soll, narrative Leistungszuschreibungen ihre Relevanz behalten. Im Vergleich zu stärker publikumsorientierten sportjournalistischen Formaten liegt der ausschlaggebende Unterschied dieses Dokuments im Maßstab seiner Bewertung. Entscheidend ist letztlich weniger die narrative Plausibilität als die Treffsicherheit: wird Cam Spencer im kommenden NBA Draft tatsächlich in der Nähe der vorhergesagten Position 46 ausgewählt, oder liegt der Scouting Report in seiner Einschätzung weit daneben?



12 - Cam Spencer

6-4, 200 | Shooting Guard



UConn | Senior

Birthday 04/06/00 (25.8 yrs)

Hometown Davidsonville, MD

High School Boys Latin School of Maryland

Team Site Profile [Team Site Profile](#)

Athleticism	■■■■■■■■■	7
Size	■■■■■■■■■	7
Defense	■■■■■■■■■	7
Strength	■■■■■■■■■	7
Quickness	■■■■■■■■■	7
Leadership	■■■■■■■■■	8
Jump Shot	■■■■■■■■■	9
NBA Ready	■■■■■■■■■	8
Ball Handling	■■■■■■■■■	7
Potential	■■■■■■■■■	6
Passing	■■■■■■■■■	8
Intangibles	■■■■■■■■■	7

2024 Mock 46

Big Board 42

Overall: 88

^ Per Game

Analysis

News

Articles

Social

NBA Comparison: Kyle Guy

Strengths: Spencer is a crafty combo guard and will knock down shots when left open... Excellent 3-point shooter that can hit from all over the court, shot 44 percent from beyond the arc in 2023-24 — fifth in the NCAA... Tremendous feel for the game and team mentality ... Competitive player who loves to challenge the opposing team's top players verbally and mentally ... Fits into any offense with his floor spacing and awareness on the court. A deadly shooter that knows when and where to get his shots and can make plays in them id-range ... A proven winner that elevated his game going from the Patriot League to becoming First Team All-Big East and named to Final Four All-Tournament team ... Rebounds well for his size and makes all the right plays, finished eighth in the nation with a 3.6 assist-to-turnover ratio showcasing his high IQ... Shot 91.1 percent from the free throw line — career leader in UConn history. One of, if not the best shooter on every team that he's played for. Can run the pick and roll and has a lot of basketball knowledge and experience after playing five seasons of Division 1 basketball. Spencer can be a role player and add bench depth and shooting for teams at the next level. Scrappy guard that can provide a spark at any time and light it up when his team needs it.

Weaknesses: While a great shooter who can get open shots, Spencer's athleticism and agility could be put to the test at the next level... Lack of foot speed could prove difficult to overcome against NBA athletes ... Lacks great size for a combo guard 8'2 standing reach ... Might not have the size, speed and strength to defend at a high level in the league which could keep him off of the court in the long run especially if the shots aren't falling. History of injuries including a hip injury that required surgery that took him out for most of his first two years of college. Not great defending on the ball and against players larger than him... Does better as an off-ball spot up shooter, struggles with creating his own shot off of the dribble... Role player seems to be the best outcome for a player of his size and athleticism at the next level ... Already 24 years of age, so what you see is what you get to some degree, and upside is not as high as other picks ...

Notes: Measured 6' 3.00" barefoot, 8' 2.50" standing reach, 201.8 lbs, 6' 5.00" wingspan, 23 standing vert, 30.5 max vert at the 2024 NBA Draft Combine ... Davidsonville, Maryland, native, attended Boys' Latin High School... Brother of Tewaaraton Award winner and Golden State Warriors guard Pat Spencer (who is also generally considered one of the best lacrosse players in the world) ... Attended Loyola-Maryland freshman-junior year before transferring to Rutgers for his senior year and attending UConn for his fifth year. Led Patriot League in scoring in 2021-22 en route to being named First Team All-Patriot League... Named Associated Press Big East Newcomer of the Year in 2024, averaging 14.3 points, 4.9 rebounds and 3.6 assists. Started all 40 games at UConn including eight games of at least 20 points scored ...

Liam Wichser 6/19/24

Abb. 1: Scouting Report von Cam Spencer (NBA Draft 2024).

So erklärt sich auch die hohe Informationsdichte im vorliegenden Dokument, die insbesondere die Reduktionsfunktion von Sportstatistiken epistemisch auffangen soll, die, wie Werron gezeigt hat, durch eine Verdichtung komplexer Sinnzusammenhänge auf semantische Kategorien überhaupt erst einen zweiten, zahlenbasierten Erfassungsmodus des Sports ermöglicht. Deshalb sind Sportstatistiken auch lediglich in den Fließtext des Scouting Reports integriert. Hinzu kommt eine prominente, schematische Übersicht bewerteter Eigenschaftskategorien wie Athletik, Schnelligkeit oder Potential. Den einzelnen Kategorien sind jeweils numerische Werte zugewiesen, ohne dass die epistemischen Operationen erkennbar werden, die dieser Übersetzung von Leistung in Zahlen zugrunde liegen. Tatsächlich ähnelt diese Konstellation der typischen Wahrnehmungssituation innerhalb eines quantifizierten Leistungshorizonts, in dem Zahlen eher als grob verinnerlichte Orientierung wirksam werden. Durch die Bereitstellung semantischer Kategorien helfen Statistiken im Zuschauersport dabei, Leistung zu konturieren, ohne als spezifischer numerischer Wert jederzeit dauerhaft bewusst oder aus dem Gedächtnis abrufbar zu sein.

An den hier visualisierten Leistungseigenschaften kann zunächst die grundsätzliche Begrenztheit quantitativer Objektivierungsbestrebungen verdeutlicht werden. Am naheliegendsten wirkt das auf Zahlen basierende Objektivitätsversprechen noch bei Merkmalen wie „Size“ oder „Jump Shot“, da hier eindeutig zuordenbare und erfassbare oder messbare statistische Größen existieren. Doch selbst bei der Kategorie „Size“ setzt die Bewertung zunächst ein konventionell festgelegtes Verhältnis zwischen Körpergröße, Spannweite und Gewicht voraus. Diese numerische Fixierung kann wiederum nicht erfassen, dass manche Akteure, wie es im Basketballjargon geläufig heißt, „bigger than their size“ agieren, insofern sich der Wert tatsächlich ausschließlich an messbaren Körperattributen orientiert. Und auch Sportstatistiken unterliegen einer kontextuellen Begrenzung. So werden etwa Spencers Wurfquoten ausgewiesen, die Qualität seiner Würfe in den Spielvollzügen aber nicht. Dabei können identische Trefferquoten aus völlig unterschiedlichen Wurfsituationen hervorgehen. Die Sportstatistik bildet Ergebnisse ab, allerdings immer auf Kosten der Komplexität der Spielprozesse, aus denen sie hervorgeht.

Worte gesehener Leistung kontextualisieren Zahlen, umgekehrt gelten Zahlen im Vergleich zum Auge als unvoreingenommener und sind stabiler speicherbar als individuelle Wahrnehmungen im menschlichen Gedächtnis. Doch was passiert mit der Restkontingenz von Leistung im quantifizierten Sport, die sich weder zuverlässig messen noch eindeutig mit dem Auge identifizieren lässt? Der Scouting Report benennt diese Leerstelle in der letztgenannten der visualisierten Kategorien selbst – gleichzeitig ein Versuch, sie in den Griff zu bekommen: *intangibles*. Sie lassen sich nicht messen

oder eindeutig aus einzelnen Spielsituationen ablesen, gelten im quantifizierten Sport aber dennoch weiterhin als wirksam. Beispiele für *intangibles* sind etwa Einsatzbereitschaft oder die mentale Stabilität eines Spielers in bestimmten Drucksituationen. Diese Eigenschaften entziehen sich der quantitativen Erfassung, weil die zur sportanalytischen Abbildung erforderliche Reduktion ihrer sportlichen Komplexität so weitreichend wäre, dass der resultierende Wert seine epistemische Autorität in Sportdiskursen kaum behaupten könnte. Sie können aber auch dem geschulten, unmittelbaren Blick entgleiten, weil sich *intangibles* nicht zuverlässig aus einzelnen Spielsituationen ablesen lassen und vor allem in Serie sichtbar werden, also in wiederkehrenden Spielsituationen. In dieser doppelten Unzulänglichkeit markieren sie die Restkontingenz von Leistung, die im quantifizierten Sport auch in der Konvergenz der sinnlich-wahrnehmungsbezogenen und zahlenbasierten Beobachtungsebene bestehen bleibt.

Wenn autotelische und sportästhetische Ansätze von einem unberührten Wesenskern sportlicher Erfahrung ausgehen, dann ist dieser innerhalb des im quantifizierten Sport aufgespannten Bewertungsrahmens von Leistung also zunächst in diesen *intangibles* zu vermuten. Dass dieser Kern jedoch im Wesentlichen auf dem Fortbestand des Ungewissen und Ambivalenten beruht, also auf den Sinnzusammenhängen, die sich bisher erfolgreich der progressiven Mission entzogen haben, den Sport im Zuge seiner Quantifizierung neu und immer lückenloser zu ordnen und berechenbar zu machen, wirft gleichzeitig die Frage auf, ob nicht gerade hierin der durch Zahlen zunehmend eingeeengte eigentliche Referenzpunkt beider Ansätze liegt.

Wie dieser Wissensüberschuss praktisch wirksam wird, wird in Sportdiskursen deutlicher, die näher an der Perspektive der Fans als an den von Experten dominierten Bereichen wie dem Scouting angesiedelt sind. In Fanforen quantitativ stark durchdrungener Sportarten nehmen *intangibles* eine prominente Rolle ein. Ihre Bedeutung muss dort mit hohem Aufwand ausgehandelt werden, da es für ihre Beschreibung weder einen quantitativen Zugriff noch ein eindeutig zuordenbares semantisches Arsenal an Kategorien gibt. Die Form ihrer Artikulation muss also zunächst gefunden werden – ein kreativer und demokratischer Prozess, der immer erst im kommunikativen Abgleich unterschiedlicher Beobachtungsleistungen überhaupt erst plausibel erscheinen kann.

Hier verweisen die beteiligten Akteure häufig auch selbst auf den sogenannten *Eye Test*. Dieser Begriff dient als Beschreibung einer Wahrnehmungspraxis, mit der sich Zuschauende innerhalb des quantifizierten Sports genau dort orientieren, wo statistische Leistungsbeschreibungen an ihre Grenzen stoßen. Die leitende Frage des *Eye Test* lautet dabei, ob ihn Akteure auch ungeachtet ihrer statistischen Werte bestehen. Er stellt

gewissermaßen einen Turing-Test dar, bei dem nicht die Grenzen maschineller Imitation von menschlichem Verhalten bewertet werden, sondern die Grenzen quantitativer Bewertung sportlicher Leistung durch den menschlichen Blick aufgedeckt werden.

Chris Jones verortet den Ursprung des Begriffs im Baseball-Scouting (vgl. 2022: 66f.), welcher im Zuge der *Moneyball Years* zunehmend negativ konnotiert wurde und in Folge vor allem auf den Bias menschlicher Urteilskraft in der Bewertung sportlicher Leistung verwies. Gerade gegen diese Diskreditierung des Blicks wendet sich Jones, indem er den *Eye Test* in abstrahierter Form über den Sport hinaus auch auf andere Felder datenbasierter Entscheidungsfindung ausbreitet und dort für die Anerkennung menschlicher Imagination an den epistemischen Grenzen quantitativer Erhebungsverfahren plädiert (vgl. ebd.: 68).

Wer Sport bewusst innerhalb seines durch Zahlen maßgeblich mitkonstituierten Leistungshorizonts betrachtet, der kann die Bezugnahme auf *intangibles* im eigenen *Eye Test* zum Ausgangspunkt einer selbstsorgenden Wahrnehmung machen. Sie ermöglicht eine emanzipatorische Form der Selbstverortung, in der die Zuschauenden keine passiven Konsumenten statistischer Wahrheitsangebote bleiben und stattdessen den quantifizierten Sport selbst zum Anlass nehmen, ihre Wahrnehmung innerhalb quantitativer Sichtbarkeitsordnungen zu schulen. Entscheidend ist hier vor allem die Einsicht in die Begrenztheit statistischer Leistungszuschreibungen. Solange sich sportliche Bedeutung selbst unter den Vorzeichen des Leistungsimperativs nur durch die eigene Beobachtung erschließen lässt, kann sich der Blick auch als nicht vollständig ersetzbare Wahrheitsinstanz im quantifizierten Sport behaupten. In dieser praktischen Selbstvergewisserung liegt ein emanzipatorisches Potenzial, das in dieser Form auch über den Sport hinausweisen kann.

Cam Spencer wurde letztlich an Position 53 gedraftet, also nicht weit von der Einschätzung des Scouting Reports entfernt. In seiner ersten Saison als NBA-Rookie übertrafen seine Leistungen dann die Erwartungen, die gemeinhin mit einem solchen Pick verbunden sind. Dass sich dieses *outplaying* eines Anforderungsprofils in seinem Fall nur begrenzt durch statistische Werte plausibilisieren lässt, veranlasste einen Basketballfan im Subreddit von Spencers Team, den Memphis Grizzlies, dazu, auf den *Eye Test* zu rekurrieren (Abb. 2.).

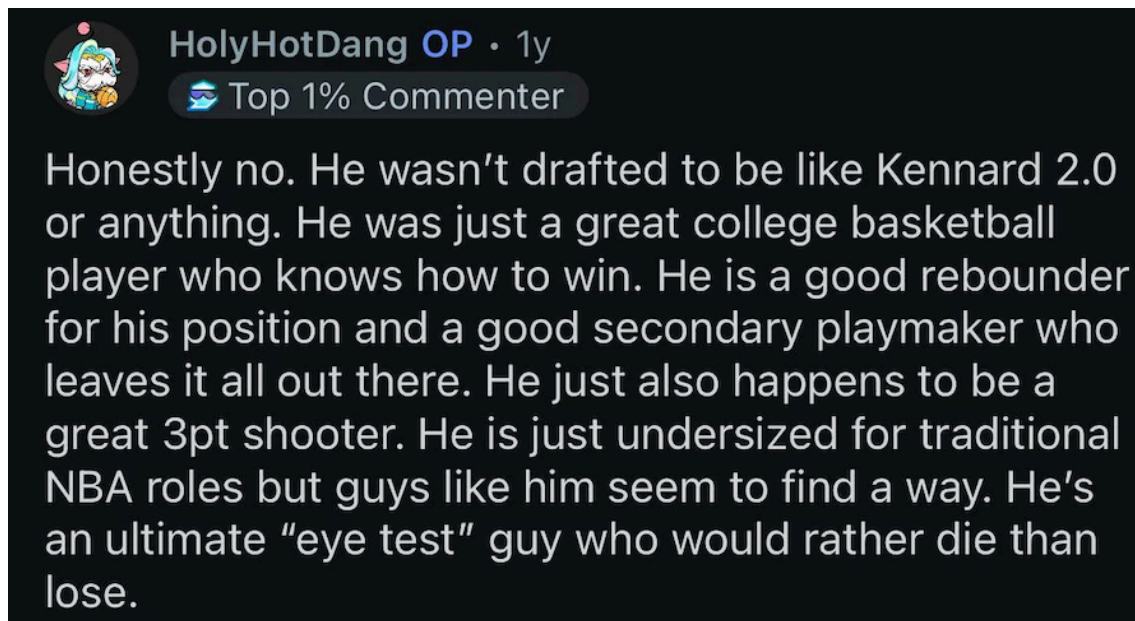


Abb. 2: Fan-Kommentar zu Cam Spencer: Zuschreibung von *intangibles* durch den *Eye Test*.

Der Fan-Kommentar zu Cam Spencer beginnt noch im mehr oder weniger etablierten Vokabular sportlicher Leistungsbewertung: Rebounds, sekundärer Spielaufbau, Dreipunktwurf, körperliche Unterlegenheit sowie der Vergleich zu anderen Spielern seiner Position, dem sich Spencer gleichzeitig entziehen soll – er sei kein „Kennard 2.0“, also kein weiterer Dreier-Spezialist, den Statistiken vergleichsweise treffsicher identifizieren können. Die Formulierung „guys like him seem to find a way“ markiert dabei die Restkontingenz im Horizont der Leistungsevaluation und -prognostik, weil sie in ihrer scheinbaren Vagheit dort einsetzt, wo statistische Begründungen ihre Erklärungskraft einbüßen.

Die produktive Spannung, die die hier relevant werdenden *intangibles* mitkonstituieren, liegt vor allem darin begründet, dass *intangibles* ästhetisch mit dem Eisenkäfig rationalisierbarer Effizienzlogiken brechen müssen, um überhaupt artikuliert werden zu können, jedoch ohne diesen unter den Vorzeichen des im *Eye Test* unhinterfragten Leistungsimperativs zu verlassen. Entsprechend schließt der Kommentar mit dem Pathos: „He's an ultimate «eye test» guy who would rather die than lose.“

Gemeint sind hiermit keine klar isolierbaren Leistungseigenschaften. Es geht um eine spielerische Haltung von Spencer: Aufopferungsbereitschaft, Einsatz, vielleicht auch Wettbewerbsintensität. Wer selbst schon einmal im Teamsport aktiv war, der weiß, dass ihr Mehrwert weniger darin liegt, dass ein einzelner Spieler sie verkörpert. Sie wirken vor allem *ansteckend auf andere*. Diese verkörperten Haltungen können auf Teammitglieder und sogar das Publikum überspringen, so Spielsituationen kippen und dabei emotionale Dynamiken erzeugen, die kaum vorherzusehen sind.

Zahlen isolieren Leistung und schreiben sie zu. Leistung entsteht aber auch relational, im Dazwischen, das sich im quantifizierten Sport weiterhin nur mit dem Auge identifizieren lässt: im gegenseitigen Aufnehmen und Verstärken, in kollektiven Prozessen und Beziehungen – in den mathematisch undurchdringlichsten aller *intangibles*. Der *Eye Test* bezeichnet das kultivierbare Medium, in dem dieser Wissensüberschuss des quantifizierten Sports sichtbar bleibt. Außerdem steht er für eine reflexive Praxis, die mit der passiven Publikumsrolle im quantifizierten Sport bricht und in der menschliche Dispositionen sowie grundlegende Formen des Zusammenwirkens, die über den Sport hinausweisen, unter den konzentrierten Bedingungen technischer Effizienzlogiken noch einmal zusammengedacht werden.

Vielleicht liegt genau darin eine ästhetische Freude des quantifizierten Zuschauersports: In einer zunehmend durchrationalisierten Lebenswelt wird hier erfahrbar, dass sich menschliches Handeln nie vollständig in Zahlen auflösen lässt. Der Sport exponiert diese epistemischen Überschüsse dann in hochemotionaler Form. So kann er zum Trainingsraum eigener Urteilkraft über das Menschsein werden. Hier kann man lernen, das zu sehen, was sich nicht rechnen lässt, aber dennoch – und vielleicht gerade deshalb – Bedeutung trägt und den quantifizierten Sport auch als Zuschauersport weiter so attraktiv macht.

Schauen jenseits von Zahlen: Kontemplative Selbsttechniken und ästhetische Selbstbezüglichkeit

Kann die Betrachtung des modernen Zuschauersports auch jenseits seines scheinbar imperativen Bewertungsrahmens kultiviert werden, den seine Quantifizierung zunehmend verdichtet? Der *Eye Test* stellt eine Selbsttechnik innerhalb quantitativer Orientierungsangebote dar. Die hier vorgeschlagenen, experimentellen und kontemplativen Selbsttechniken zielen auf deren zeitweise Suspension.

Dabei richtet sich dieses Wahrnehmungsverfahren auf die ästhetischen Dimensionen sportlicher Sinnzusammenhänge, die im habituellen Streben nach körperlicher Exzellenz immer weiter nach hinten treten: auf Formen und Rhythmen und ihre jeweiligen Verkörperungen durch Sportler. Sie sind nur begrenzt *intangibles* der quantitativen Leistungsevaluation, da ihre Erfassung kein sportanalytisch kanonisierbares Wissen oder unmittelbare Wettbewerbsvorteile versprechen. Es handelt es sich um *intangibles* der eigenen Wahrnehmung – um ästhetische Selbstbezüge, die in den visuellen Netzwerken des modernen Sports systematisch überlagert wurden, weil sie nicht in die progressive Mission seiner Rationalisierung und Leistungssteigerung eingehen. Aus diesem Prozess resultiert bereits, dass sich bestimmte Bewegungsformen im Hochleistungssport überhaupt nicht mehr beobachten lassen, weil

sie dem Leistungsimperativ nicht genügen – etwa der Schwanensprung mitsamt seinem autotelischen Versprechen, welches sich für den Zuschauenden nur im eigenen Sehen einlösen lässt.

Einen lösungsorientierten Zugang zu der Frage, wie sportliche Wahrnehmung auch jenseits eines ergebnis- und leistungsorientierten Blicks kultiviert werden kann, vermittelt Andrew Edgar mit seinem Modell *Three Ways of Watching a Sports Video* (2016). Dabei greift er auf ein Rezeptionsmodell des Musikwissenschaftlers Edward T. Cone zurück, der die drei Wahrnehmungsmodi ursprünglich anhand der Rezeption von Musik und Detektivgeschichten beschrieben hat, um den ästhetischen Mehrwert ihrer wiederholten Rezeption zu erklären (ebd.: 404). Übertragen auf den Sport unterscheidet Edgar so drei grundlegend verschiedene Weisen der Betrachtung: eine naive, am Ausgang des Wettkampfs orientierte Erstwahrnehmung, eine analytische Auseinandersetzung mit Spielstruktur und Taktik (vgl. ebd.: 412), die den hermeneutischen Zirkel teilweise unterbricht (ebd.: 414) sowie eine dritte, synthetische Form der Rezeption.

Diese dritte Wahrnehmungsweise erlaubt es, so Edgar, das sportive Geschehen erneut in seinem zeitlichen Fluss zu verfolgen, ohne dabei zur bloßen Ergebnisfixierung des naiven Blicks zurückzukehren (vgl. ebd.: 414f.). Analytisch erworbenes Wissen bleibt dabei präsent, wird dem Wettkampf aber nicht mehr als verbindliches Bewertungsmuster übergestülpt. Stattdessen dient es als Hintergrund für eine vertiefte ästhetische Erfahrung. In diesem synthetischen, dritten Wahrnehmungsmodus soll sich dann ein ästhetisches Vergnügen eröffnen, das über bloße Unterhaltung oder ein klinisches Verständnis hinausgeht und den Sport sogar als Erfahrungsraum menschlicher Grundverhältnisse lesbar macht (vgl. ebd.: 415). Damit bleibt die Frage offen, wie sich diese Ausführungen auf den quantifizierten Zuschauersport übertragen lassen, in dem quantitativ strukturierte Erwartungshaltungen den Blick von Beginn an vereinnahmen.

Für den Übergang zu seinem dritten, synthetischen Wahrnehmungsmodus schlägt Edgar zwei praktische Verfahren vor, die sich als kontemplative Selbsttechniken des quantifizierten Zuschauersports nutzbar machen lassen. Das *pretend*, das Edgar am Beispiel des intentionalen Vergessens des Endes einer Detektivgeschichte veranschaulicht (ebd.: 405). Übertragen auf den quantifizierten Sport muss das *pretend* bedeuten, das eigene Wissen um statistische Werte und Leistungsprofile kontemplativ aufzukündigen. So kann beispielsweise beim Wurf eines statistisch als ineffizient identifizierbaren Schützen nicht dessen vorherige Trefferquote, sondern die Form der Wurfbewegung selbst wieder in den wahrgenommenen Vordergrund treten. Diese Selbsttechnik erfordert eine bewusste Umstellung der eigenen Aufmerksamkeit und zielt darauf, ein eigenes Urteil darüber auszubilden, ob etwa ein Wurf ein „guter Wurf“ ist.

Außerdem verweist Edgar auf das Prinzip des *becoming*, das er aus der Musiktheorie ableitet. Gemeint ist damit eine Abwendung vom fertigen Ergebnis hin zum Prozess seines Entstehens – etwa das „hear the chord’s becoming“ (ebd.: 405) in Beethovens Neunter Sinfonie, bei dem das temporale Hervorgehen des Akkords im Vordergrund steht, nicht seine funktionale Bestimmung als Dominante. Im quantifizierten Sport kann der Blick analog dazu von klar benennbaren Aktionen und statistisch erfassbaren Spielereignissen auf die Art und Weise gerichtet werden, wie sie zustande kommen, etwa auf die Vorbereitungen und verkörperten Entscheidungsprozesse der Spieler. Wenn sich die Ästhetik der Existenz als „Produktionsästhetik“ des eigenen Lebens verstehen lässt (vgl. Schmid 1998: 85), so kann das *becoming* daran anschließend als Selbsttechnik gefasst werden, die die Produktionsästhetik des von Sportlern verkörperten Leistungsimperativs bewusst von den erfassbaren Aktionen löst. Entscheidend ist dann nicht, ob sich diese Aktionen nachträglich messbar bestätigen, sondern dass sich im Sehen ein eigenes Urteil ausbildet, in dem die gesehenen Formen und Bewegungen ihrer Formatierung durch Zahlen wieder den Rang ablaufen. Der quantifizierte Sport ist somit eine Gelegenheit, die eigene Wahrnehmung kontemplativ in Distanz zu objektivierten Wissensangeboten auszurichten und diese wieder als Praxis eines davon befreiten Assoziationsflusses zu vollziehen.

2.3 Live-Interface

Selbstbeobachtung im quantifizierten Sport

Wo sich die Wahrheitsspiele zwischen Auge und Zahl im Zuschauersport hinter dessen medialen Inszenierungslogiken und begleitenden Diskursen einen hohen Opazitätsgrad bewahren, sind sie durch ihre Ausweitung in den Hobbysport nun kaum mehr zu übersehen. Wer etwa an einem sonnigen Tag am Kölner Rhein entlangspaziert, kann kaum abreißende Folgen von Joggern beobachten, von denen viele in teilweise kurzen Abständen den Blick von der Umgebung abwenden, um auf die Sportuhr am Handgelenk oder das Smartphone in der Hand zu schauen. In diesen kurzen Gesten materialisieren sich diese Wahrheitsspiele unmittelbar. Die Betrachtung richtet sich auf eine numerische Rückmeldung des eigenen sportlichen Vollzugs und unterbricht dabei den freien, assoziativen Wahrnehmungsfluss zugunsten einer quantitativen Selbstwahrnehmung. Auge und Zahl sind hier aber auf die eigene Leistung gerichtet, nicht wie im Zuschauersport auf die Leistung anderer. Diese Entwicklung stellt eine weitere Ausdehnung quantitativer Beobachtungslogiken dar, die sich im historischen Prozess der Konfrontation der beiden Beobachtungsebenen durch eine fortschreitende Reorganisation von Praktiken nun auch im Hobbysport vollzieht.

Zunächst bietet es sich an, das Live-Interface moderner Sportapps entlang der beiden Sichtbarkeitsoptionen zu lesen, die ihre gängigsten Darstellungsmodi selbst vorgeben und zwischen denen Nutzende jederzeit umschalten können. Das Interface operiert in zwei Modi: es präsentiert numerische Daten wie Tempo, Zeit, Zwischenzeiten und Distanz der Einheit (Abb. 3), die je nach Sensorik der verwendeten Wearables um weitere physiologische Parameter wie Herzfrequenz und Belastungszonen erweitert werden können. Außerdem bietet es kartografische Ansichten inklusive Routenverläufen und Heatmaps (Abb. 4), in denen sportliche Praxis räumlich verortet wird. Diese beiden Interface-Logiken adressieren je unterschiedliche Modi der Selbstbeobachtung und eröffnen jeweils ihre eigenen Problemstellungen und emanzipatorischen Potenziale.

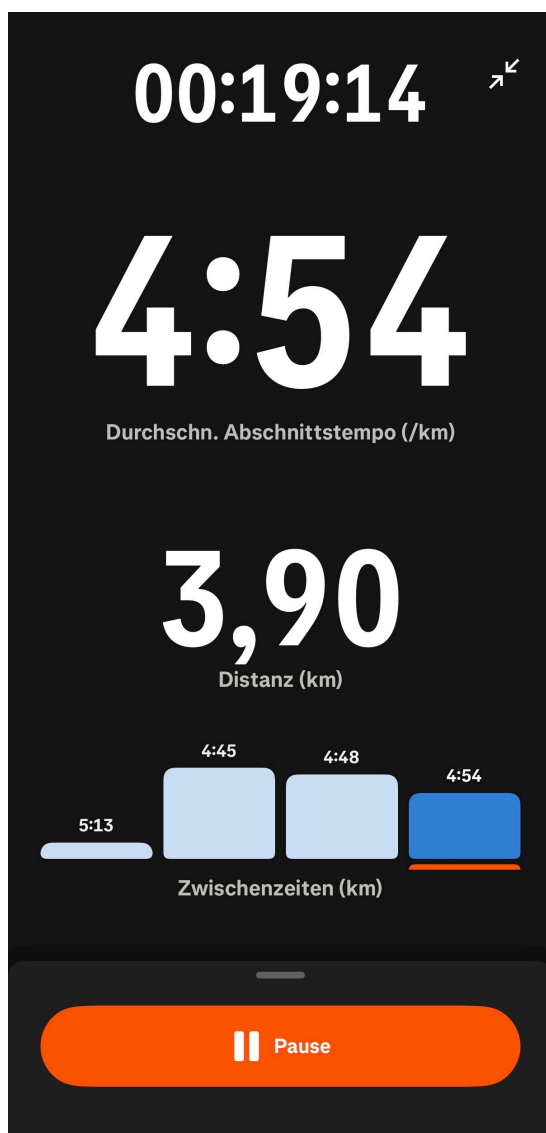


Abb. 3: Ansicht numerischer Echtzeit-Rückmeldungen eines getrackten Laufes (Strava).

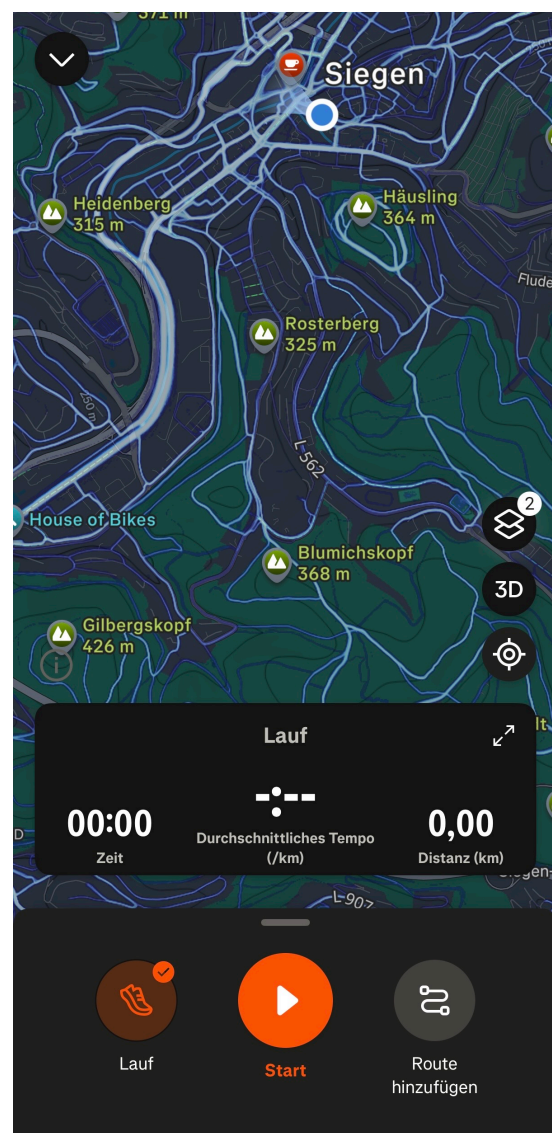


Abb. 4: Heatmap-Ansicht räumlich aggregierter Laufbewegungen.

In einer an Abbildung 3 anknüpfenden Lesart kann das Live-Interface in seinem selbsttechnischen Anforderungsprofil für den selbstsorgenden Sportler als Verlängerung des *Eye Test* verstanden werden. Die angezeigten Zahlen konstituieren hier gemeinsam mit darauf aufbauenden Erwartungen, Trainingszielen und bestehendem Vorwissen einen Leistungshorizont, innerhalb dessen sich die eigene sportliche Praxis fortlaufend bewerten lässt. Der eigene Lauf, die eigene Radfahrt, die eigene Trainingseinheit kann hier zum Gegenstand eines permanenten Selbsturteils werden (vgl. Russell et al. 2023: 20). Unhinterfragt lautet die leitende Frage beim Self-Tracking dann nicht mehr, *wie* sich eigene Leistung als Teil einer sinnlichen Selbstwahrnehmung erschließt, sondern *wo* man sich anhand quantitativer Messungen innerhalb der vorgegebenen Orientierungsangebote einordnet, etwa in welcher Zone man läuft, ob das Tempo stimmt und ob der Puls den gesetzten Trainingszielen entspricht.

Dabei kommt dem Blick jedoch nur noch eine instrumentelle Funktion zu. Er wird zum Kontrollmechanismus, der die Übereinstimmung von körperlichem Empfinden und digitaler Messung prüft. Blick, numerisches Feedback und vernunftgeleitete Leistungsevaluation lassen sich dabei als Teil eines „mind-body-wearable-entanglement“ (Toner et al. 2023: 807) begreifen. Die Selbstbeobachtung erfolgt dadurch stets in Bezugnahme auf ein fremdes Wissen über das eigene Selbst, nicht autonom. Denn die angezeigten Zahlen beziehen sich zwar auf die eigene Sportpraxis, ihre kategoriale Benennungsmacht entstammt jedoch externen Wissensordnungen (vgl. Rivers 2020: 3). Die Selbstwahrnehmung eigener Leistung ist damit in ein enges Deutungsmuster quantitativer Sinnangebote eingebettet, das rationalisierbare Formen der Selbstdeutung nahelegt.

Die damit verbundene Demokratisierung einer „verwissenschaftlichen Selbstbeobachtung“ (Passig 2013: 88) im Hobbysport geht folglich mit der Anforderung einher, dieses Wissen aktiv einzuordnen und zu hinterfragen. Ob es sich dabei im einzelnen Fall um eine erneute Verstrickung in der langen Sportgeschichte einer Unterwerfung unter das Wissen anderer handelt oder eher um eine reflexive Verwicklung, lässt sich vor allem daran festmachen, inwieweit Nutzende die numerischen Rückmeldungen aktiv interpretieren und mit eigenen Körpererfahrungen in Beziehung setzen – inwieweit sie also kontextualisierende Praktiken ausbilden, die Lupton als aktives „sense making“ beschreibt (2016: 90). Wenn die Selbstbeobachtung passiviert bleibt, bleiben gerade die Momente einer Sporteinheit unverstanden, in denen numerische Anzeigen und körperliches Empfinden auseinanderfallen, also etwa, wenn sich eine Einheit subjektiv leicht anfühlt, obwohl das Interface dennoch eine hohe Belastungszone signalisiert.

Diese aktive Bedeutungskonstruktion von Daten ist an Edgars Prinzip des *becoming* als Ausrichtung der eigenen Aufmerksamkeit auf solche Diskrepanzen anschlussfähig. Sie fragt dann nach den Bedingungen ihres Zustandekommens, also etwa nach Ernährung oder Flüssigkeitszufuhr. Wenn Sportapps als kommentierte Trainingstagebücher genutzt werden, können diese *intangibles* ergänzt und reflektiert werden (vgl. Rivers 2020: 6). Auf diese Weise kann subjektive Urteilskraft auch innerhalb eines sich verdichtenden Leistungshorizonts erhalten bleiben, der maßgeblich medientechnisch vermittelt ist. Ein *pretend* besteht demgegenüber darin, Daten zwar gegebenenfalls aufzuzeichnen, ihnen im Vollzug sportlicher Praxis jedoch keine unmittelbare Orientierungsfunktion zuzugestehen. Zahlen lassen sich auch erst im Nachhinein auswerten. So kann während der Einheit der freie, assoziative Wahrnehmungsfluss gewahrt bleiben und im anschließenden Abgleich mit den Daten sogar für die nächste Trainingseinheit geschult werden.

Eigene und fremde Wege: Selbstverortung in der Heatmap

Das Live-Interface richtet sich in seiner zahlenbasierten Darstellung auf Leistungsparameter des eigenen Körpers. In GPS-basierten Kartenfunktionen wird die Bewegung im Raum zum Gegenstand eines zweiten Erfassungsmodus (vgl. Rivers 2020: 3). Die Kartenansichten selbst enthalten außer teilweise auch ausblendbaren Pace-Überblendungen keine expliziten Zahlenwerte, aggregieren aber dennoch Bewegungsdaten, die dem Auge den neu codierten Raum präsentieren. In der Heatmap (Abb. 4) wird räumliche Erfahrung anhand kollektiver Nutzungsintensität organisiert.

Die naheliegende Funktion der Karten liegt in der Erleichterung der Navigation beim Sporttreiben. Sie reduzieren das Risiko, sich zu verlaufen und erlauben die Planung wie die spontane Auswahl praktikabler und landschaftlich ansprechender Routen (vgl. Rivers 2020: 6; Ehrlén 2021: 554). Das ist insbesondere dann wichtig, wenn das Gelände bisher unbekannt ist. Wenn Wege als aggregierte Bewegungsprofile vorgeschlagen werden, drängt sich aber auch die Frage auf, wessen Weg man überhaupt einschlägt, wenn man auf diese Karten zurückgreift.

Ist eine Trainingseinheit weniger an Motive der Leistungssteigerung als an das „Kopf-frei-bekommen“ und eine temporäre Aussetzung alltagsweltlicher Anforderungen gebunden, tritt die Ambivalenz dieses Geomediums auch ohne Zahlen in der Hauptrolle deutlich hervor. Denn die Ausdauersportarten, für die ein GPS-Tracking besonders naheliegend ist, schöpfen ihren Reiz jenseits funktionaler Verlängerungslogiken der Alltagswelt gerade aus ihrem explorativen Charakter. Anders als in autotelischen Spielargumenten speisen sich daran anknüpfende Erfahrungen nicht aus der Variation komplexer Bewegungssituationen. Der Rhythmus und ein freier Assoziationsfluss

zwischen Körper, vorbeiziehender Umgebung und dem sich dabei einstellenden Zeitgefühl, bei dem man seine Gedanken treiben lassen kann, sind viel entscheidender. Der kontinuierliche Rückgriff auf kartenbasierte Live-Interfaces kann diesen freien Fluss allerdings ebenso unterbrechen wie die permanente Kontrolle von Leistungswerten. Außerhalb dieser Ambivalenz zwischen funktionaler Orientierung und explorativer Aneignung eröffnet die Heatmap-Funktion der Kartenansicht des Live-Interfaces gerade für den allein ausgeübten Ausdauersport eine neue emanzipatorische Dimension, denn in der aggregierten Darstellung fremder Bewegungen wird der Raum als sozial geteilte Praxis sichtbar (vgl. Rivers 2020: 5). Damit stellt sich immer noch die Frage nach dem eigenen Weg, aber auch die Frage nach dem eigenen Weg im Verhältnis zu den Wegen anderer.

Während eine umgreifende technische Vermessung die Affekträume des Sports tendenziell abkühlt, ermöglicht die Heatmap eine genuin neue, „warme“ Form der Selbstverortung innerhalb einer geteilten Praxisgemeinschaft. Wege können hier als ausgetreten oder noch auszutreten erscheinen, als Spuren anderer aufgefasst oder als Einladung verstanden werden, selbst eine neue Spur zu hinterlassen (vgl. Røsten/Rogstad 2025: 5). Die aggregierende Logik der Heatmap kann so in eine Praxis der Teilhabe inkorporiert werden und über ihre Funktion als Orientierungsinstrument hinaus als kultivierbares Medium hervortreten, in dem sich sportliche Praxis zwischen Individualität und Gemeinschaft in einen neuen Selbstbezug rücken lässt.

Die Ausbildung eines selbstmächtigen Verhältnisses zur Visualität sportlicher Wahrheit kreist somit stets um die Frage, wie man sich innerhalb der visuellen Netzwerke des quantitativen Sports positioniert. Selbstsorge manifestiert sich hier in Selbsttechniken, die darauf zielen, die eigene Aufmerksamkeit zum reflexiven Gegenstand zu machen. Die Betrachtung von Sport wird zu einer selbstsorgenden Praxis, wenn die sich praktisch manifestierenden Wahrheitsspiele zwischen Auge und Zahl reflektiert und in einen aktiven Widerstreit gestellt werden. Dadurch werden sie bearbeitbar.

Als verschüttete und reaktivierbare Antiwissenschaft markiert Aisthesis eine alte, neue Wahrnehmungsweise, die den klinischen Exklusivitätsanspruch moderner visueller Netzwerke des Sports unterläuft. Der quantifizierte Sport kann als Übungsraum genutzt werden, um solche sinnlichen Wahrnehmungshaltungen unter den Bedingungen technischer Rationalisierung risikolos zu erproben. Hier bleiben immer auch epistemische Leerstellen bestehen. Sie liegen in den Zwischenräumen und im fortlaufenden Werden der Zahlen und können, wenn sie entsprechend identifiziert werden, mit eigenen Sinnzusammenhängen und vor allem durch eigene Urteilskraft besetzt werden. Wie „real“ etwa Statistiken, mit Desrosières (2001) gesprochen, im

eigenen Selbstverhältnis zum Sport werden, bleibt somit immer eine Aushandlungsfrage.

Mit der zunehmenden Nähe quantitativer Orientierungsangebote zum sportlichen Hobbyvollzug geraten Selbsttechniken, die sich ausschließlich auf die visuelle Wahrnehmung beziehen, jenseits des Zuschauersports aber immer mehr an ihre Grenzen. In der Ausbreitung von Wearables und trackingbasierter Applikationen konvergieren die quantitative und die sinnlich-wahrnehmungsbezogene Beobachtungsebene weiter, aber auch die unterschiedlichen Modi sportlicher Teilhabe rücken näher zusammen, da quantitative Orientierungsangebote hier zunehmend handlungsbegleitend werden und kommunikativ anschlussfähig auftreten (vgl. Rivers 2020: 1).

3. Sport treiben

3.1 Ritual

Von der Jagd zur Zielscheibe: Kritik einer Ablösungslogik

Die Jagd nimmt in sporthistorischen Analysen eine prominente Rolle ein. Norbert Elias beschreibt die Fuchsjagd im England des 19. Jahrhunderts als aristokratischen Zeitvertreib, der eng an eine spezifische Klassenmoral gebunden ist, welche im Zuge ihrer späteren Verbreitung zunächst über den Ärmelkanal als kulturelles Exportgut wirksam wurde (vgl. 1986a: 160ff.). Allen Guttman greift die Jagd ebenfalls auf, setzt jedoch früher als Elias an und richtet den Fokus auf den Wandel der historischen Sinnproduktion. In seiner programmatischen Formel *From Ritual to Record* (1978) stellt die Jagd einen abgrenzbaren Teil dieses Transformationsprozesses dar, in dem religiös gerahmte Praktiken umcodiert in moderne Leistungsordnungen eingehen.

Für ihn materialisiert sich dieser Übergang in der Zielscheibe (ebd.: 42). An ihr lässt sich nachvollziehen, wie eine vormals rituelle Praxis in standardisierbare Sportarten des Bogen- und Sportschießens übersetzt wird. Sinn wird hier nicht länger aus transzendenten Bezügen gewonnen. Im Vordergrund steht die messbare Leistung und daran anschließend, die Möglichkeit ihrer kontinuierlichen Steigerung. Diese Standardisierungs- und Steigerungsbestrebungen schließen somit eng an die hegemonialen Erkenntnisformen und normativen Fortschrittsziele der Moderne an.

Konfrontativ formuliert bleibt Guttman mit dieser Säkularisierungserzählung jedoch selbst in den Erkenntnisformen verhaftet, die er beschreibt. Eine Ablösungslogik, nach der ritualisierte Sinnordnungen durch rationalisierte Leistungslogiken ersetzt werden, greift aus (medien-)genealogischer Sicht zu kurz. Marcel Mauss' klassischer Text zu den Körpertechniken (1975 [1934]) und insbesondere dessen spätere Rezeption durch Erhard Schüttpelz (2010; 2022) legen nahe, das Sporttreiben weiterhin als eine Praxisform zu verstehen, in der sich rituelle Techniken und Körpertechniken fortwährend gegenseitig überlagern und durchdringen und *gemeinsam* lokale Strukturen ausbilden, in denen Sportpraxis stattfindet.

Zielscheiben vor Zielscheiben und eine neue Achillesferse

Auch Marcel Mauss greift in seinem kulturwissenschaftlichen Schlüsseltext *Die Techniken des Körpers* (1975 [1934]) auf eine ethnologisch geschilderte Jagdszene in Australien zurück. Mauss begreift diese als Ensemble aus heterogenen Elementen wie erlernter Bewegung, gemeinsamem Gesang und Objektgebrauch. In der Verbindung dieser Elemente bildet sich laut Mauss ein „psychologisches *momentum*“ aus (ebd.: 205), das konstitutiv für ihr situatives Gelingen ist. Entsprechend lautet sein Fazit, dass

physische und magisch-religiöse Techniken für den Handelnden verschmolzen sind (ebd.).

Die Schwierigkeit, technische und rituelle Elemente von Praktiken analytisch eindeutig voneinander zu trennen, bezeichnet Erhard Schüttpelz (2022) als die „Achillesferse der Körpertechniken“. Trotzdem hat sich mit der kulturwissenschaftlichen Etablierung dieses Begriffs eine begriffliche Trennung verfestigt, in der Rituale tendenziell in den Hintergrund treten und vor allem als von Körpertechniken handlungsseparate Phänomene verstanden werden. Die Ursache dafür verortet Schüttpelz in der arbeitsteiligen Ausdifferenzierung moderner Wissensordnungen, die der antike Begriff der *techné* noch effektiv umging, da er Technik als gewohnheitsmäßige Praxis der Hervorbringung oder Verfertigung verstand (ebd.: 525), ohne zwischen seinen materiellen und (zunächst) immateriellen Effekten zu unterscheiden. Schüttpelz (2010: 117) plädiert trotzdem für ein heuristisches Festhalten an den Körpertechniken, weil der Begriff es erlaube, „genau das an körperlichen und technischen Verrichtungen zu fokussieren, was in einer Betrachtung solcher Verrichtungen als ritueller oder sachlicher oder sozialer Ablauf untergeht.“

Der Sport wird bei Schüttpelz an verschiedenen Stellen als instruktiver Grenzfall hervorgehoben, weil sich gerade in ihm Körpertechniken und rituelle Techniken immer wieder evident durchdringen (vgl. ebd.: 118; Schüttpelz 2022: 527). Auch hier hat die Verwissenschaftlichung des Körpers nicht zur Auflösung ritualisierter Praxis geführt, sondern „immer wieder ein neues Plasma geschaffen, in dem Medien, Körper und Personen miteinander verschmelzen.“ (Schüttpelz 2010: 118) Aber welche Erkenntnispotenziale kann diese Perspektive für das Sporttreiben eröffnen? Zunächst kann sie sichtbar machen, dass Ritual und Körpertechnik weiterhin zentrale Funktionen übernehmen, da sie gemeinsam Bewegung und soziale Ordnung strukturieren und so auch unterschiedliche Formen der Selbstwahrnehmung, die sich im Sporttreiben einstellen, mitkonstituieren. Als symbolische Schemata und erlernte Bewegungsressourcen stellen sie Bezugspunkte sportlicher Praxis dar, die Handlungssicherheit im Sporttreiben ermöglichen, als normierende Handlungsregime die prinzipielle Offenheit des sportlichen Vollzugs aber gleichzeitig auch begrenzen.

Im quantifizierten Sport tritt zu Körpertechnik und Ritual allerdings noch eine weitere „strukturierende Struktur“ (Mau 2017: 186) hinzu, an der sich sportliches Handeln zunehmend orientiert: die Zahl und die Definitionsmacht ihrer Kategorien. Um sich dieser Struktur anzunähern, kann man sich die Zielscheibe zunächst als archetypisches Objekt einer vergleichsweise einfachen Quantifizierungslogik vorstellen. Sie markiert den messbaren Erfolg einer sportlichen Handlung und erlaubt eine eindeutige Bewertung ihres Ergebnisses. Sportwissenschaftliches Wissen kann hier direkt ansetzen, indem es

etwa spezifiziert, welche Bewegungsabläufe oder Sportgeräte am geeignetsten sind, um in die Mitte zu treffen. In dieser Macht-/Wissens-Konstellation ist Leistungsfähigkeit dann insbesondere das Resultat einer gelungenen oder umfänglichen Unterwerfung unter vorhandenes Wissen und standardisierte Technik.

Im gegenwärtig quantifizierten Sport organisiert sich diese auf ein klares Ziel ausgerichtete Instrumentalisierung von Körpern aber grundlegend, denn die Zahl tritt heute nicht mehr nur am Endpunkt der Bewertung auf. Sie bildet einen eigenen, zweiten Modus der Erfassung aus, der den sportlichen Vollzug bereits vor dem messbaren Endergebnis in eine Vielzahl von semantischen Kategorien auflöst. *Es entstehen gleichsam Zielscheiben auf dem Weg zur Zielscheibe*: sportstatistisch erfasste Zwischenwerte, die darüber mitentscheiden, ob körperlich verrichtete sportliche Praxis als gelungen oder effizient eingeschätzt wird.

Wenn sich Körpertechniken also gerade im Sport nicht eindeutig von rituellen Techniken trennen lassen, oder ihre begriffliche Trennung nur als Teil einer Heuristik nützlich erscheinen kann, so lassen sie sich im quantifizierten Sport ebenso wenig von diesen sich ausbreitenden dateninfrastrukturellen Handlungslogiken separieren. Sportliches Handeln wird im quantifizierten Sport auch entlang dieser Zwischenzielgrößen antizipiert, die sich mit Phil Agre (2003 [1994]) als Effekte von Handlungsgrammatiken beschreiben lassen. In ihnen liegt die zweite Achillesferse der Körpertechniken im quantifizierten Sport. Denn sie geraten nicht mehr nur unter eine visuelle und leibliche Fremd- und Selbstbeobachtung, sondern werden auch reduktiv von informationstechnischen Repräsentationsschemata sportlicher Aktivität mit eigener, sportartspezifischer epistemischer Autorität erfasst. Dadurch entstehen in der zweiten Beobachtungsebene neue Selbstrepräsentationskalküle. Sportpraxis wird auch auf ihre Zählbarkeit hin formatiert.

Zwischen Ritual, Körpertechnik und Handlungsgrammatik entscheidet sich, in welchem Maße Subjekte im Sporttreiben eigensinnig handeln, wobei gerade dem Ritual im quantifizierten Sport neue strategische Funktionen zukommen. Das Ritual ist eine nutzbare strategische Ressource, um fragmentierende Beobachtungslogiken innerhalb sportlicher Gemeinschaften zu reintegrieren, der Aufsplitterung kollektiver Praxis in isolierte Einzelleistungen entgegenzuwirken und neue Ziele jenseits des quantitativen Leistungshorizonts auszubilden.

Rituale im Wandel des Sports

Rituale sind im Sport omnipräsent und vergleichsweise einfach ausfindig zu machen. Hier lassen sich *pre-game rituals* wie das Berühren des Bodens des Spielfelds vor Spielbeginn ausmachen oder kollektive Teamrituale wie Kreisbildungen samt

einstudierten Schlachtrufen. Sie alle sind symbolisch aufgeladene Praxisformen, die Sicherheit stiften und Übergänge vereinfachen.

Ein instruktives Beispiel für historische Überlagerungsprozesse, in denen sich ältere normative Bezugssysteme mit modernen Leistungsordnungen überkreuzen, ist der Olympische Eid. Seine textlichen Veränderungen im Verlauf des 20. Jahrhunderts – von Begriffen wie „Ritterlichkeit“ bis zur expliziten Benennung von Doping – verweisen in erster Linie auf einen Wandel der moralischen Bezugspunkte des Leistungssports. Als antikes Ritual der Selbstverpflichtung bis in den modernen Sport fort-, aber auch umgeschrieben, soll der Olympische Eid nicht mehr nur an alte moralische Kodizes, sondern vor allem an eine standardisierbare Logik des Leistungsvergleichs binden, auf deren Grundlage sportliche Leistungen als legitim bewertet wird.

Marcel Mauss definiert Rituale sowie Körpertechniken zunächst als „traditionelle, wirksame Handlung“ (1975 [1934]: 205). Ihr Unterschied liegt in der Art ihrer Wirksamkeit, genauer: in der nicht-Manifestation oder Manifestation direkter materieller Effekte (vgl. ebd.; Schüttpelz 2022: 525). Wenn Mauss bei der geschilderten Jagdszene von der Herausbildung eines „psychologischen Momentums“ spricht, verweist er auf eine Form wechselseitiger Verstärkung, die sich erst im Zusammenspiel heterogener Elemente ausbildet. Ihre Wirksamkeit ist gerade *nicht* isolierbar und entzieht sich dadurch wesensmäßig einer umfassenden Erfassung durch die modernen Wissenschaften.

Die Beobachtung von Schüttpelz (2010: 19), dass moderne Gesellschaften darum bemüht waren, Körpertechniken auf „Körpertechniken“ im engen Sinn zu reduzieren, „sie so zu somatisieren, dass es ihnen um Bewegungsabläufe ging, die einer Berechnung, einer automatischen Aufzeichnung [...] zugänglich waren“, trifft bereits auf sportwissenschaftliche Zugriffe auf den Sport vor dessen umfassender Quantifizierung zu. Noch bevor sich ein zweiter, zahlenbasierter Modus der Erfassung etablierte, wurde sportliche Aktivität schon entlang standardisierbarer Bewegungsabläufe erfasst. Im quantifizierten Sport weitet sich diese parzellierende Rationalisierungsbestrebung nun weiter aus, indem denkbare Sinnzusammenhänge in weitere semantische Kategorien aufgespaltet werden. So trägt die Quantifizierung sportlicher Leistung dazu bei, rituelle Elemente des Sporttreibens epistemisch weiter an den Rand zu drängen, da sie sich auch der quantitativen Erfassung systematisch entziehen. Ihre Effekte schwingen im quantifizierten Sport allenfalls noch unter der unscharfen Kategorie der *intangibles* als zunehmend verschüttete, aber dennoch wirksame Leistungsüberschüsse mit.

Rituale als praktische Strategie

In Catherine Bells *Ritual Theory, Ritual Practice* (2009 [1992]) wird das Ritual als kollektive, praktische Strategie elaboriert, mit der Akteure in der Welt handeln. Mit dem zentralen Begriff der Ritualisierung markiert Bell dabei ihren Fokus auf das Ritual als ein *doing* (vgl. ebd.: 7), das auf die Konstruktion und Stabilisation eines geteilten Machtverhältnisses abzielt (vgl. ebd.: 8) und rituelle Praktiken gegenüber alltäglichen als besonders verbindlich oder bedeutsam abgrenzt und privilegiert (vgl. ebd.: 74).

Als überindividuelle soziale Ordnungen stehen Rituale in einem ambivalenten Verhältnis zum Selbstsorgediskurs, da es den Einzelnen innerhalb seines Interaktionsgefüges auf sich selbst und auf andere ausrichtet und als kollektives Geschehen niemals vollständig zur Disposition individueller Wahl stehen kann. Ritualisierte Praktiken objektivieren Machtverhältnisse zwar, machen sie aber auch erfahrbar (ebd.: 141) und ermöglichen Formen körperlicher Partizipation, die für sie sogar konstitutiv sind. Weil sie praktisch hervorgebracht und aktualisiert werden müssen, beinhalten sie auch wiederkehrende Spielräume individueller Aneignung. Das Ritual ist so zumindest zugänglicher als viele hegemoniale Diskurse der Moderne, etwa wissenschaftliche Erkenntnisformen oder datenbasierte Medienumwelten, die sich dem praktischen Zugriff der Subjekte vor allem infrastrukturell weitgehend entziehen. Anders der rituelle Körper, der der rituellen Ordnung nicht äußerlich bleibt. Er tritt in ihm als spürbar verkörpertes Element auf.

Eine stärker mikrosoziologisch ausgerichtete Perspektive auf Rituale bietet Randall Collins mit seinem Konzept der *Interaction Ritual Chains* (2004). Rituale werden hier vor allem als Mechanismen emotionaler Aufladung gefasst. Erfolgreiche Rituale erzeugen eine kollektive Effervescenz (ebd.: xii), ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit, das über die ritualisierte Situation hinaus wirksam bleibt. Entscheidend sind dabei Formen der Mikrokoordination, die eine geteilte emotionale und kognitive Erfahrung ermöglichen (ebd.: 48). Diese Überlegungen sind gerade an den Teamsport hochgradig anschlussfähig, in dem räumlich-körperliche Kopräsenz und geteilte affektive Spannungszustände Voraussetzung gemeinsamer Aufmerksamkeit und des gemeinsamen sportlichen Erfolgs sind. Emanzipatorische Potenziale eröffnen sich durch das Ritual in der strukturgebenden Aneignung kollektiver Rhythmen. Als emotionale Ressource können Rituale außerdem in einen kollektiv ausgetragenen Widerstreit mit den abstrahierenden, kalten Affekträumen treten, die hegemoniale Formen rationaler Erkenntnis hervorbringen können.

Schließlich lassen sich Rituale auch als kulturelle Ausdrucksformen, als ein „ensemble of texts“ (Geertz 1972: 29) einer kulturellen Gemeinschaft lesen. So zeigt Clifford Geertz in seiner Studie des balinesischen Hahnenkampfs, wie ritualisierte Praktiken verborgene Dimensionen kollektiver Erfahrung sichtbar machen und so eine neue intrakulturelle

Form der Verständigung ermöglichen. Der Hahnkampf fungiert als „a Balinese reading of Balinese experience; a story they tell themselves about themselves“ (ebd.: 26).

Bei Elias werden affektive Spannungen im Sport vor allem in ihrem domestizierten Ausbruch relevant. Im Kontrast dazu rückt Geertz die symbolische Form in den Vordergrund, in der solche Spannungen und alltäglich unterdrückte Emotionen kulturell gefasst und in einen gemeinsam verständlichen Rahmen gestellt werden können (vgl. ebd.: 24). Durch rituelle Techniken können auch solche soziale Erfahrungen erfahrbar und artikulierbar werden, die im Alltag verborgen bleiben.

3.2 Körpertechnik

Von der Selbstdressur zur eigenen Gewohnheitsbildung

Körpertechniken stellen für Mauss also auch „traditionelle, wirksame Handlungen“ dar, unterscheiden sich von rituellen Techniken jedoch dadurch, dass ihre Wirksamkeit „mechanisch-physisch“ ist (1975 [1934]: 205). In ihnen wird der Körper als das „natürlichste technische Objekt“ und als das „technische Mittel des Menschen“ wirksam (ebd.: 206). Schüttpelz definiert Körpertechniken genauer als „alle Techniken, die aus körperlichen Verrichtungen bestehen und dabei den Körper als primäres Objekt und als primäres Mittel der technischen Verrichtung behandeln“ (2010: 108). Im Begriff der Körpertechniken taucht der Körper gleichsam als Träger und als Mittel der Technik auf. Überträgt man diese Definitionen auf den Sport, liegt es zunächst auf der Hand, das Sporttreiben als eine spezialisierte Abfolge solcher Körpertechniken zu interpretieren. Gerade in den Sportwissenschaften wird das Sporttreiben als ein Ensemble erlernbarer und technisch optimierbarer Bewegungen gefasst, deren Entwicklung sich im Anschluss daran als Fortschrittsgeschichte entlang klar definierter Leistungsziele beschreiben lässt.

Allerdings weist Schüttpelz darauf hin, dass selbst die systematischen Leistungssteigerungen im modernen Sport keine akkumulative, „warme“ Geschichte der Körpertechniken im engeren Sinne erzählen lassen (vgl. 2010: 115). Die messbare Steigerungslogik beruht nämlich selbst schon auf einer ideologischen Setzung, durch die Körpertechniken entlang des Leistungsimperativs des modernen Sports selektiert und durch immer enger werdende Korridore geschleust werden. Diese Normierung ist arbiträr, weswegen die messbare Steigerung erbrachter körperlicher Leistungen auch lediglich in einem losen Zusammenhang mit den Körpertechniken steht. Der sich so aber einstellende, verengte Blick auf den Körper als Träger isolierbarer Bewegungen und Leistungsfunktionen ist gleichsam Katalysator spezialisierter Höchstleistungen, wirkt jedoch auch einer breiteren Aneignung von Körpertechniken entgegen, die dem

Bewegungspotenzial des menschlichen Körpers holistischer und auch jenseits vordefinierter Vorstellungen von Leistungs- und Effizienzkriterien gerecht werden könnte.

Wie sehr die Wahrnehmung von Körpertechniken des modernen Sports an seine Rekordorientierung gebunden ist, kann anhand der Einführung des *Fosbury Flops* im Hochsprung erläutert werden. Als Dick Fosbury 1968 bei den Olympischen Spielen in Mexiko-Stadt erstmals mit dieser Technik antrat, wurde sie zunächst belächelt und kaum ernst genommen. Erst der sportliche Erfolg stabilisierte die hochspezialisierte Technik nachträglich als legitim. Rückblickend wirken durch den Leistungsimperativ ausrangierte Techniken wie der *Straddle jump* ineffizient und sogar ästhetisch befremdlich: Die bauchseitig ausgeführte Körperlage widerspricht heutigen Vorstellungen einer flüssigen oder eleganten Bewegung. So wird auch klar, dass die ästhetische Bewertung von Körpertechniken im modernen Sport an Leistungskriterien gebunden bleibt, durch die sportliche Praxis erst normalisiert wird, und kaum gänzlich auf einen angeblich unberührten ästhetischen Wesenskern zurückführbar ist.

Wie Rituale entziehen sich also auch Körpertechniken einer unproblematischen Einpassung in den Selbstsorgediskurs. Weil sie präfigurieren, wie sich Körper zweckmäßig zu bewegen haben, begrenzen auch sie die praktischen Spielräume individueller Aneignung von Sportarten. An Mauss anlehnend stellen Körpertechniken eine Form der „Dressur“ dar (1975 [1934]: 208), durch die der Körper dem sozialen Gebrauch angepasst wird (Schüttpelz 2010: 107). Diese körperliche Engführung durch Körpertechniken sowie deren immer auch ästhetische Normierung durch Leistungsimperative markiert im ethischen Bezugsrahmen der Sorge um sich also ein großes Konfliktpotenzial im Sport. Wie können sich Subjekte im Sporttreiben durch ihre Körper selbst stilisieren, wenn die Bedingungen von Bewegung immer schon vorstrukturiert sind? Körpertechniken arrangieren, wie Sport körperlich verrichtet wird, aber wirken auch darauf ein, wie sportliche Wahrheit zwischen Selbstdressur und einem aktiven Umgang mit normativen Bewegungsanforderungen in der eigenen Praxis erfahrbar wird.

Im Kontrast zu diesen Bedenken beschreibt Schmid die sportliche Übung als eine Praxisform, die „Selbstmächtigkeit“ ermöglicht (2001: 30), da das Sporttreiben mit ergriffenen „Möglichkeiten der Verfügung über sich selbst, [...] vor allem die Verfügung über körperliche Möglichkeiten“ einhergeht (ebd.). Zu diesem körperlichen Repertoire gehören auch die Körpertechniken. Bezüglich der Selbstwahrnehmung, die sich in Übungen einstellt, ist der für die Erfahrbarkeit von Selbstwirksamkeit entscheidende Unterschied der zwischen einer selbstzugewiesenen Gewohnheit im Unterschied zur Dressur. Wie Schmid herausarbeitet, bildet die Gewohnheit die „technische Grundlage

jeder Art von Kunst, so auch der Lebenskunst“ (ebd.: 29), indem sie Vertrautheit mit den eigenen Möglichkeiten herstellt.

Immer in Beziehungen zu äußeren Strukturen stehend, kann das Sporttreiben bevorzugt dort autonomisiert werden, wo sich *eigene* Gewohnheitsstrukturen ausbilden. Körpertechniken sind hierfür ein ambivalenter, aber unvermeidlicher Ausgangspunkt. Als unbewusst inkorporierte Bewegungsweisen sind sie im modernen Sport vorgegeben und können nicht ohne Weiteres suspendiert werden. Als praktische Strategie eignen sich Rituale aber, den Körper *selbst* auszurichten und die Körpertechniken durch sie zu kanalisieren. Als Trägermedium von Gewohnheitsstrukturen kann durch Rituale zwischen der sich im sportlichen Handeln ausbildenden inneren Erfahrung und ihren äußeren normativen Vorgaben eine zweite, jedoch selbstgesetzte psychologisch wirksame Struktur etabliert werden. Als wiederholbare Gewohnheitspraktik stiftet das Ritual Sicherheit und eröffnet neue Möglichkeiten der Selbststilisierung, wodurch die immersiven Qualitäten des Sporttreibens etwas freier von permanenter, äußerer Kontrolle zu ihrer Geltung kommen können.

Zwischen Ritual und Körpertechnik: Interkorporealität vor der datenbasierten Beobachtung

Je länger die Interaktionsketten innerhalb einer abgrenzbaren Handlungssituation ausfallen, desto fragwürdiger wird es, Körpertechniken und rituelle Techniken auch nur heuristisch sinnvollerweise voneinander zu trennen. Der Teamsport erweist sich hierfür – etwa im Vergleich zum Hochsprung – als ein besonders instruktiver Fall. Ein Basketballspiel kann man als eine ritualisierte Abfolge von Körpertechniken oder als ein körpertechnisch durchorganisiertes Ritual beschreiben. Wird die begriffliche Trennung heuristisch aufrechterhalten, wirkt es zunächst einleuchtend, rituellen Techniken primär psychologische Wirkungen zuzuschreiben und Körpertechniken als Träger materieller Wirksamkeit zu deuten, die etwa in der technischen Handhabung des Spielgeräts oder der funktionalen Ausführung erlernter Bewegungen wirksam werden.

Als „Erscheinungsweisen der Sozialisation“ (Schüttpelz 2010: 107) bleiben Körpertechniken dann jedoch in zweifacher Hinsicht erklärungsbedürftig. Erstens liefern sie keinen Versuch der positiven Beschreibung einer Selbstwahrnehmung in ihrer Ausführung. Diese Dimension wird zwar in ihrer Verschmelzung mit rituellen Techniken indirekt berührt, etwa über das von Mauss konturierte, sich ausbildende „psychologische Momentum“. Es bleibt aber im Grunde überhaupt nicht erfasst, *wie* die durch sie strukturierten Handlungen körperlich erfahren werden, obwohl sie sich eben gerade durch und am Körper vollziehen.

Zweitens setzt die Erlernung und Stabilisierung von rituellen Techniken und Körpertechniken notwendigerweise die Präsenz *anderer* Körper voraus. Weil diese Techniken größtenteils unbewusst erworben werden und sich ihre Aneignung kaum durch visuelle Erfassung und eine daran anschließende, kalkulierte Imitation erklären lässt, muss notwendigerweise auch eine gelebte Form der Fremdwahrnehmung eine Rolle spielen. Die Stabilität, mit der rituelle Technik und Körpertechnik gerade im Sport immer wieder miteinander verschmelzen, muss auf eine *körperlich-soziale* Verbindung zurückzuführen sein. Beschreibt man sie, kann man auch bestimmen, welche Wahrnehmungsformen im quantifizierten Sporttreiben durch die Einführung einer zweiten, abstrahierenden Beobachtungsebene unweigerlich in den Hintergrund treten müssen.

In Abgrenzung zu cartesianischen Vorstellungen einer Trennung von Körper und Geist gehen phänomenologische Ansätze davon aus, dass sich Wahrnehmung und Handlung leiblich vollziehen und dabei stets auf andere Körper und die materielle Welt bezogen sind (vgl. Meyer/v. Wedelstaedt 2017: 2). Genauer bezeichnet der Begriff der Interkorporealität die Fähigkeit menschlicher Körper, im gemeinsamen Handeln mit anderen Körpern zu einem „perceptual whole“ ineinanderzufließen (ebd.: 3). Der Händedruck ist hierfür ein klassisches Beispiel: Die Hand des Gegenübers wird in dieser Situation nicht mehr als äußerliches Objekt erfahren, sondern als Erweiterung des eigenen Körpers und damit auch als Erweiterung der eigenen Handlungsmöglichkeiten (vgl. ebd.).

Interkorporealität bezeichnet damit eine geteilte Form der leiblichen Selbst- und Fremdwahrnehmung, ist eine Voraussetzung der körperlichen Koordination und liefert damit einen Erklärungsansatz für die Wahrnehmungsebene, in der rituelle Techniken und Körpertechniken gemeinsam wirksam werden (vgl. Meyer et al. 2017: xix). Somit spricht vieles dafür, in der Interkorporealität die Voraussetzung der Ritualisierung von Körpertechniken oder der körpertechnischen Organisation von Ritualen zu vermuten.

Der Sport gilt als privilegiertes Untersuchungsfeld interkorporealer Phänomene (vgl. Meyer/v. Wedelstaedt 2017: 13), da Zeitdruck und situative Ungewissheit rationale Planung häufig unmöglich machen, während Begriffe wie „Instinkt“ oder „Fokus“ hochgradig erklärungswürdig bleiben (ebd.: 2). Zentrale interkorporeale Erklärungsansätze leiblicher Praxis im Sport liegen in der Fähigkeit von Körpern, sich rhythmisch zu koordinieren, dadurch eine geteilte zeitliche Struktur auszubilden und so die Antizipation der Handlungen anderer zu ermöglichen (vgl. ebd.: 10). In Prozessen der Resonanz, ermöglicht etwa durch gehörte Geräusche anderer Körper, können auch die Affektlagen Beteiligter wechselseitig anschlussfähig werden (vgl. ebd.: 16). So kann

erklärt werden, was es Sporttreibenden erlaubt, selbst in dynamischen und mitunter auch sehr hektischen Situationen als koordinierte Einheit zu agieren.

Auffällig ist dabei die konzeptuelle Nähe dieser phänomenologischen Erklärungsansätze zu ritualtheoretischen Perspektiven. Die zentralen Voraussetzungen des Rituals erfüllt der Teamsport scheinbar ohne Ausnahme: die Kopräsenz von Körpern, die Ausbildung einer Gruppengrenze, ein gemeinsamer Fokus und eine geteilte emotionale Erfahrung sowie eine geteilte Aufmerksamkeit auf ein Objekt oder Symbol (Collins 2004: 48). Im Teamsport richtet sich dieser Fokus auf geteilte Spielgeräte, vor allem aber auf ein symbolisch vermitteltes gemeinsames Ziel: den Sieg.

Im quantifizierten Teamsport, in dem dieses gemeinsame Ziel durch statistisch erfasste, individuell erreichbare Zwischenziele überlagert wird, wird die Möglichkeit einer immer auch auf einer geteilten emotionalen Erfahrung basierenden interkorporealen „we-ness“ (Meyer/v. Wedelstaedt 2017: 15) immer fragwürdiger. Denn komplex koordinierte, interkorporeale Handlungsvollzüge im Sport setzen voraus, dass sportliches Handeln gedanklich nicht permanent an eine abstrakte, zweite Beobachtungsebene anschließt. Sie können sich in einer geteilten situativen Aufmerksamkeit entfalten, die im Teamsport wiederum ein auch wirklich geteiltes Ziel der beteiligten Akteure voraussetzt. Zahlen – und insbesondere Zahlen über das eigene sportliche Handeln – unterlaufen diese interkorporeale Aufmerksamkeitsordnung, da sie den Fokus auf individuelle Bewegungen als erfassbaren, isolierten Sinnzusammenhang lenken. Damit geben sie Anlass zu reflexiver Selbstbeobachtung und kalkulierter Selbstrepräsentation, die geteilte Ziele relativieren und interkorporeale Koordination zugunsten einer objektivierbaren Selbstbezüglichkeit ablösen.

Dieser Prozess beschränkt sich aber nicht auf den Teamsport. Auch im Einzelsport, der gegenwärtig im Hobbybereich stärker von Quantifizierungseffekten betroffen ist, irritieren quantitative Zwischenziele verkörperte Aufmerksamkeitsverhältnisse. Hier bestehen zwar weniger interkorporeale Bezüge zu anderen Körpern, doch etablieren zahlenbasierte Rückmeldungen wie die von Fitnesstrackern eine technisch vermittelte Wahrnehmung zur körperlich bewältigten oder noch zu bewältigenden Umwelt. Am Beispiel der Nutzung von Sportuhren ist paradigmatisch beobachtbar, wie Aufmerksamkeit vom leiblich erfahrenen Vollzug auf die eigenen Bewegungen als eine messbare Entität verlagert wird.

Damit ändern sich auch im quantifizierten Hobbysport die Weisen, in denen sportliche Praxis ausgebildet wird. Körper interagieren im Sporttreiben zunehmend mit informatischen Umwelten, von denen sie als wissenschaftliches Objekt erfasst werden und deren Leistungsdatenfeedback leibliche Selbstwahrnehmung an rationalisierbare Bewertungslogiken delegiert, welche zur permanenten Mitbeobachtung der eigenen

technischen Vorrichtungen aufordern. Im Sport kann es aber oft hinderlich sein, den Kopf nicht ausschalten zu können und permanent mitdenken zu müssen.

3.3 Handlungsgrammatik

Eine neue informationstechnische Praxisordnung

Zur medienökologischen Diagnose einer „Explosion umweltlicher Handlungsmacht“ (Hörl 2016: 42) lieferte Phil Agre (2003 [1994]) früh einen sozioinformatischen Erklärungsansatz. Mit seinem Konzept der Handlungsgrammatiken kann beschrieben werden, wie die zweite Beobachtungsebene des quantifizierten Sports im Sporttreiben handlungsstrukturierend wird. Außerdem konkretisiert Agre so, wie die technischen Umwelten, die Capurro (1995b) für das Informationszeitalter als spezifisches Anforderungsprofil zeitgenössischer Selbstsorge beschreibt, konkret wirksam werden. Handlungsgrammatiken zerlegen komplexe Aktivitäten zunächst in semantische Basiseinheiten. Diese werden anschließend in sequenzielle Repräsentationsformen wie Listen oder Analytiken überführt, dort wieder zusammengesetzt und dann institutionell mit einem mehr oder weniger holistischen Repräsentationsanspruch über die erfasste menschliche Aktivität versehen (vgl. Agre 2003 [1994]: 746). Dass dieser Anspruch arbiträr ist, zeigt sich bereits in der reduktiven Logik der Grammatisierung, die im Folgenden am Beispiel der Sportstatistik erläutert wird. Hinzu kommt, dass die Aushandlung dieser Repräsentationsschemata nicht den Subjekten obliegt, deren Praxis erfasst wird. Trotzdem passen sie ihr Verhalten daran an. Handlungsgrammatiken wirken handlungsstrukturierend, weil sie Akteure dazu anhalten, sich in ihren informationellen Repräsentationen selbst zu repräsentieren: „The people who engage in the articulated activity are somehow induced to organize their actions so that they are readily «parseable» in terms of the grammar.“ (ebd.: 746f.)

Handlungsgrammatiken im Sport und ihr ritualisierbarer Widerstreit

Ritual und Körpertechnik schließen an die leiblich-wahrnehmungsbezogene Beobachtungsebene des quantifizierten Sports an. Handlungsgrammatiken operieren auf dessen zweiter, zahlenbasierter Beobachtungsebene. Dass Handlungsgrammatiken trotz dieser Distanz zu den menschlichen Medien der Wahrnehmung sozial wirksam werden, liegt daran, dass es sich bei den durch sie verarbeiteten Daten um Daten über Menschen handelt.

In den vier nordamerikanischen *Major Leagues* etwa, in denen sich analytische Abteilungen mittlerweile flächendeckend etabliert haben, hängt die grundsätzliche Verfügbarkeit und Größe des nächsten Profivertrags eines Spielers nicht mehr nur davon

ab, ob viele Spiele gewonnen werden oder wie ihre Leistung von Trainern wahrgenommen wird. Auch erfasste Einzelwerte wie Rebounds oder Assists pro Spiel – also genau der Basiseinheiten, in die sportliche Praxis im Zuge ihrer Quantifizierung zerlegt wird – spielen eine Rolle. Diese Einheiten bilden außerdem das informationelle Substrat für komplexere Analytiken wie das *Player Efficiency Rating* (PER) im Basketball, mit denen erfasste Wettkampfleistung umfassender in noch wahrscheinlichere Leistungszukünfte projiziert werden sollen, die jedoch weiterhin an die von Werron konturierte Reduktionsfunktion der Zahl gebunden bleiben. Eine vergleichbare Diagnose formuliert Agre für Handlungsgrammatiken: „Grammars of action frequently oversimplify the activities they are intended to represent“. (ebd.: 747) Agre führt weiter aus, dass Subjekte dazu gezwungen seien, „work-arounds“ zu entwickeln, um trotz der restriktiven Grammatisierung ihrer Aktivität handlungsfähig zu bleiben (ebd.). In den Profisportligen, in denen quantitative Repräsentationsschemata sportlicher Aktivität bereits über eine hohe epistemische Autorität verfügen, wird diese Anpassung an Handlungsgrammatiken empirisch im sogenannten *stat padding* beobachtbar.

Ein anschauliches Beispiel für das *stat padding* als sportspezifischer *work-around* ist der Umstand, dass Basketballspieler in der NBA in der Vergangenheit immer wieder kurz vor Ablauf eines Viertels darauf verzichtet haben, Würfe aus der eigenen Spielhälfte zu versuchen. Bezüglich eines geteilten Mannschaftsziels, ein Basketballspiel zu gewinnen, wären diese Würfe sinnvoll, da ein Gegenangriff nicht mehr möglich ist. Sie sind für das eigene Team damit risikolos und bringen in seltenen Fällen dennoch Punkte ein. Für die individuelle Wurfquote stellen sie umgekehrt eine große Gefahr dar, weil sie eben nur selten zum Erfolg führen. Das hat die NBA schließlich dazu veranlasst, sogenannte *last-second heaves* aus ihrer individualstatistischen Erfassung zu tilgen und sie nur noch als Teamwürfe zu zählen (vgl. Reynolds 2025: o.S.), vermutlich da Zuschauer diese Würfe sehen wollen und sie bei Erfolg massenwirksam in den sozialen Medien zirkulieren, was die Reichweite der Liga erhöht. Der beobachtbare Verzicht auf diese Würfe vor dieser Regeländerung zeigt jedoch, dass Spieler ihr Handeln an individualstatistischen Erwartungshorizonten ausrichten und dabei ihre eigenen Zahlen selbst in hektischen Spielsituationen buchstäblich im Hinterkopf haben.

2018 konstatierte John Wall (zitiert nach Helin 2018: o.S.), damals bei den Washington Wizards, in einer sportlich schwierigen Phase folgendes:

Everybody has their own agenda. We showed glimpses when we do stuff as a team. We show how good we can be and then we go back to trying to do it individually, and that's mostly on the defensive end. [...] We got guys who's worried about who's getting shots, where the ball is going on the offensive end. We should never worry about that.

Was Wall als „eigene Agenda“ in einem Teamsport wie Basketball beschreibt, lässt sich als Effekt der von Agre beschriebenen Handlungsgrammatiken verstehen, durch die sportliches Handeln entlang individuell zurechenbarer Leistungsindikatoren ausgerichtet wird. Nur wer Würfe „bekommt“, kann auch Punkte erzielen.

Die von Mau formulierte Befürchtung von einem „Sog der Zahlenhaftigkeit“ (2017: 25), der soziale Kollektive zerreiße und diese zu „Einzelmenschen“ isoliere (ebd.: 273), kann sich im quantifizierten Teamsport konkret realisieren, weil die durch Zahlen und ihrer Semantiken erfassten Einzelleistungen aufgrund der Reduktionsfunktion der Zahl nicht notwendigerweise deckungsgleich mit geteilten Mannschaftszielen im quantitativen Leistungshorizont auftauchen müssen. Auch die Ausbildung einer interkorporeal geteilten Aufmerksamkeit gestaltet sich so schwieriger. Walls Formulierung „we show how good we can be and then we go back to trying to do it individually“ ist als Symptom eines Übergangs zu deuten, in dem Handlungsgrammatiken kollektive, interkorporeale Koordination unterlaufen.

Mannschaftsrituale eignen sich als praktische Strategie, um diesem zahlengetriebenen Prozess entgegenzuwirken. Außerdem liefern sie weitere Hinweise darauf, dass dieser Prozess in sportlichen Kollektiven des quantifizierten Sports bereits tatsächlich wirksam geworden ist. Als praktische Strategie der Organisation sozialer Ordnung eignen sich Mannschaftsrituale dazu, Handlungsgrammatiken zurückzudrängen, leibliche Kopräsenz zu stärken und das Gemeinschaftsgefühl innerhalb sportlicher Kollektive wieder zu stabilisieren.

Das NBA-Team der Denver Nuggets vergab (und vergibt mutmaßlich weiterhin) teamintern nach jedem Spiel eine Kette für den *Defensive Player of the Game*, mit der ein Spieler für herausragende Defensivleistungen symbolisch ausgezeichnet wurde (vgl. Denver Nuggets 2025). Dass eine komplementäre Kette für den besten Offensivspieler des Spiels kaum sinnvoll wäre, liegt in der ungleichmäßigen epistemischen Behandlung von Offensive und Defensive im Basketball durch seine zweite Beobachtungsebene, die auch im Zitat von Wall anklingt. Während offensiver Output durch die bestehenden quantitativen Repräsentationsschemata vergleichsweise zuverlässig erfasst und in den individuellen Leistungskonten der Spieler entsprechend entlohnt wird, ist defensive Aktivität analytisch viel schwerer modellierbar. Dadurch wird ein hoher, erfassbarer

offensiver Output handlungsgrammatisch nahegelegt, wohingegen defensive Arbeit in den Zahlen und den daraus produzierten Leistungsprojektionen unterrepräsentiert bleibt. So kann es für Spieler sinnvoll sein, in der Verteidigung Energie zu sparen und sie dafür in offensiv erfassbare Aktionen zu investieren, die individualstatistisch überhaupt auftauchen oder von relevanten Akteuren zumindest als wichtiger aufgefasst werden.

Es ist zwar die Aufgabe von Coaches, in dieser soziotechnischen Konstellation eine vermittelnde Rolle einzunehmen, weil sie Leistung aus der sinnlich-wahrnehmungsbezogenen Beobachtungsebene beurteilen und reduktiv quantifizierte Leistung kontextualisieren können. Quantitative Leistungsdaten weisen sich im Vergleich zu menschlichen Beobachtungen jedoch durch eine höhere Speicher- und Transportfähigkeit aus und sind breiter zugänglich. Gerade bei Vereinswechseln können statistische Kennzahlen für den nächsten Arbeitgeber relevanter sein als lediglich beobachtbare *intangibles*, deren fehlende Benennungsmacht und geringe Speicherfähigkeit in Leistungsdiskursen mit zunehmendem Zeitabstand zu ihrer Identifikation dazu führen, dass sie immer weiter an epistemischer Autorität im Vergleich zu aufgezeichneten Zahlen verlieren. So erklärt sich auch die Persistenz des handlungsgrammatischen Drucks auf sportliche Kollektive im quantifizierten Sport, der auch die interkorporeale Koordination auf Kosten einer individualisierten Leistungsrepräsentation unterlaufen kann.

Bei den Denver Nuggets soll die teaminterne Ritualisierung der vergebenen Kette Defensivarbeit also wieder in den kollektiven Leistungszusammenhang integrieren und so die Handlungsgrammatiken relativieren, die im Spiel nahelegen, Offensiv- und Defensivleistung als Teil einer individuell kalkulierten Behelfslösung gegeneinander auszuspielen. In ihrer Anlehnung an die in der NBA einflussreiche Rapkultur fungiert die Kette als ritualisiertes Objekt, das die gemeinsame Zielorientierung wieder herstellt und dem Repräsentationsanspruch offensiver Leistungszahlen eine selbstgesetzte, protektive und psychologisch wirksame Schwelle entgegensetzt. So kann sie, selbst ohne während des Spiels physisch getragen zu werden, mit den Körpertechniken der Spieler verschmelzen und handlungswirksam werden was ihre Wirkung mit den von Mauss beschriebenen Talismanen australischer Jäger (vgl. Mauss 1975 [1934]: 204) durchaus vergleichbar macht. Dass sich durch Rituale im modernen Sport ein psychologisches „*momentum*“ (ebd.: 205), eine Efferveszenz oder wieder eine geteilte interkorporeale Aufmerksamkeit ausbilden kann, lässt sich gerade im quantifizierten Teamsport kaum mehr unabhängig vom sportlichen Erfolg denken.

Außerdem macht die Kette die Denver Nuggets kulturell anders lesbar: als eine *winning organization*, die an moralisch und affektiv aufgeladene Werte wie Teamplay und

Aufopferung appelliert. Als heroisch codiertes Ritualobjekt ermöglicht sie eine spezifische Form der Selbstinszenierung, durch die sich die selbst in den kalten Affekträumen datengetriebener Leistungslogiken eingebundene Sportorganisation ein Stück weit „outside modernity“ (Dawson 2023: 1792) positionieren kann, was gerade in hochgradig durchrationalisierten Sportarten auch besser zu vermarkten ist. Die *DPOG-Chain* wird also auch zu einer Geschichte, die die Denver Nuggets über sich selbst erzählen.

Selbststeuerung und Selbstsorge

Sportapps und Fitnesstracker ermöglichen es inzwischen auch Hobbysportlern, datengetriebene Geschichten über sich selbst zu erzählen. Außerdem treten mit ihnen handlungsgrammatische Formen der Praxisorganisation zu den rituellen und körpertechnischen. Dadurch verschärft sich das historische Selbststeuerungsproblem des Sports in informatischen Umwelten weiter, welche institutionalisierte Leistungsnormen reduktiv abbilden und entlang digitaler Entscheidungsarchitekturen in veränderter Form stabilisieren.

Ethisch problematisieren lässt sich dieses Selbststeuerungsproblem im quantifizierten Hobbysport wieder durch die Umgehungen, die seine Handlungsgrammatiken erst ermöglichen und die durch die soziale Architektur der Fitnessapps nahegelegt werden: Möchte ich meinen getrackten Kilometerrekord wirklich bergab aufstellen? Und vor allem: warum? Daten werden gesehen und verglichen und können als rationalisierbarer und gleichsam hintergehbare Teil einer äußeren Motivationsstruktur in das eigene Handeln eingreifen. In diesem Beispiel betrügt man aber keine Mitspieler, sondern seine Follower und vor allem sich selbst.

In der unhinterfragten Umsetzung von handlungsgrammatisch nahegelegten Handlungen schreiben sich hegemoniale Erwartungshaltungen an messbare Leistung und ihre Steigerung fort. Eine potenziell emanzipatorische Praxis, in der Selbstwirksamkeit erfahren werden kann, droht so in die passive Verrichtung äußerer Maßstäbe umzuschlagen. Ob man diese „Ausweitung der Verwertungszone“ (Heilmann 2015) auch im Freizeitleben zulässt, durch Datenarbeit sogar aktiv vorantreibt (vgl. ebd.: 44) oder mit ihr in den aktiven Widerstreit tritt, hängt, sofern man auf Zahlen nicht komplett verzichten möchte, vor allem von einem Wandel der eigenen Aufmerksamkeit ab. Gefordert ist eine grundsätzliche Sensibilität für die geschilderte Problematik und bestenfalls auch für die Weisen, in denen sie sich in Handlungsgrammatiken konkret operationalisieren.

Weil personalisierbare Zielsetzungen und Trainingspläne in den Sportapplikationen zugleich Bausteine des Aufbaus eigener Gewohnheitsstrukturen bereitstellen, eröffnet

sich im quantifizierten Hobbysport aber auch die Möglichkeit, selbstgesetzte und doch technisch-infrastrukturelle ermöglichte Schwellen zwischen dem Selbst und der technischen Umwelt aufzubauen. Entscheidend ist dann letztlich, dass die eigene sportliche Existenz nicht mit dem erfassten Leistungsprofil verwechselt wird. Mit diesem Profil lässt sich vor allem eine Geschichte des selbstdisziplinären Überwachens und des disziplinären wie reduktiven Überwachtwerdens erzählen. Damit ist nicht alles gesagt.

4. Über Sport reden

4.1 Erzählung

Phatische Stammtischgespräche und sportliche Sagbarkeit

Fast immer, wenn über Sport gesprochen wird, dann im Anschluss an eine Erfahrung, die sich in der Sportbetrachtung oder im eigenen Sporttreiben ausgebildet hat. Das Reden kann diese Erfahrung nicht ersetzen. Aber es kann sie vielleicht einholen – oder eben auch nicht. Umberto Eco ließ in seinem gleichnamigen Essay jedenfalls kein gutes Haar am *Sports Chatter* (1986) der Moderne, den er als phatisch kritisierte (vgl. ebd.: 160). Gerade im Alltag geht es, wenn um Sport geredet wird, öfter darum eine soziale Situation zu konsolidieren oder sich im eigenen Recht zu vergewissern, als um einen aufgeschlossenen Austausch von Inhalten.

Doch auch diese Geschichte, die man im Anschluss an Eco kulturkritisch als Sportgeschichte des Stammtischgesprächs beschreiben könnte, lässt sich mediengenealogisch über die Rationalisierung der Erzählformen rekonstruieren, die der Sport historisch bereitgestellt hat. Und auch sie lässt sich durch den Wandel und die Überlagerungen unterschiedlicher, sprachstrukturierender Erzähl- und Aufzählformate bis in den quantifizierten Sport nachzeichnen, in denen das Sagbare an immer engere semantische Klassifikationssysteme gebunden bleibt und dennoch Spielräume bieten kann, ein eigenes Vokabular zur Stilisierung von Sporterfahrungen zu entwickeln.

Die Verwissenschaftlichung von Körpertechniken wie die sie reduktiv erfassenden, zirkulierenden Zahlenkategorien haben die Begriffssysteme, in denen Leistung versprochen wird, immer weiter verdichtet. Sie sind Teil einer historisch kontingenten Ordnung sportlicher Sagbarkeit. Begreift man das Archiv als „Gesetz dessen, was gesagt werden kann“ (Foucault 1973 [1969]: 187), dann zeigt sich, dass vernunftgeleitete, rationalisierbare Erfahrungsweisen des Sports heute leichter zur Sprache kommen können als andere. Narrationsformen, die sich aus der ersten Beobachtungsebene des Sports speisen und an sinnliche Erfahrungen anknüpfen, verlieren an Bedeutung. Ihre Türen schließen sich langsam, lassen sich aber auch wieder öffnen.

Rehabilitation: *mutables* zirkulieren, nicht *immutables* referieren

Hans Ulrich Gumbrecht kritisiert genau dieses Unvermögen moderner Sportdiskurse, die physische oder körperliche Präsenz sportlichen Geschehens sprachlich angemessen zu würdigen. Seine Monografie *Lob des Sports* (2005) stellt nicht zuletzt den Versuch eines Sportbegeisterten dar, eine Sprache oder ein Vokabular zu finden, das athletischer

Schönheit phänomenologisch gerecht wird (vgl. Regier 2008: 26). Dabei wendet sich Gumbrecht gegen die Tendenz, dem Sport einen „tieferen Sinn“ (Gumbrecht 2005: 23) zuschreiben zu wollen, ihn also etwa wie Norbert Elias als sozialen Text zu interpretieren. Für Gumbrecht fesselt Sport durch die Präsenz seiner körperlichen Formen, auf die er sich konzentriert:

Ich will meine Augen und meine Gedanken auf die Körper der Sportler richten, anstatt das Thema Sport zu verlassen, indem ich sie bloß als ‚Funktion‘ oder ‚Ausdruck‘ von etwas ganz anderem ‚lese‘. (ebd.)

Gumbrecht geht es bei seinen Rückgriffen auf historische Erzählformen des Sports vor allem um eine Kritik der Gegenwart. In ihnen lassen sich aber strukturelle Grundlagen einer Erzählweise erkennen, die auch unter den Bedingungen sportlicher Rationalisierung in geänderter Form rehabilitiert werden können. So kontrastiert Gumbrecht seine Kritik der Versprachlichung des modernen Sports unter anderem mit den Oden von Pindar. Die visuelle Beschreibung sportlicher Handlung nimmt bei diesem jedoch nur eine untergeordnete Rolle ein. Stellvertretend wird das Sportereignis in größere, transzendente und weltliche Zusammenhänge eingebettet, etwa in mythologische und genealogische von Stadtstaaten oder Familienstammbäumen (vgl. ebd.: 18).

Pindar verfährt damit in einer ähnlichen Weise, die Gumbrecht für den modernen Diskurs problematisiert. Das ist naheliegend, denn der metaphysische Referenzrahmen, auf den sich Pindar stützen konnte, ist der Moderne und damit auch dem modernen Sport verloren gegangen und in dieser Form natürlich nicht reaktivierbar. Der Sport kann aber weiterhin – das haben auch die bisherigen Kapitel gezeigt – in seinen weltlichen Zusammenhängen verbleiben und dennoch über sich selbst oder zumindest über seinen Leistungshorizont hinausweisen. Wenn das Sportereignis sprachlich nicht abschließend fixiert wird und alternativ in ein offenes Geflecht von herstellbaren Bezügen gestellt wird, das vom Hörer oder Leser erst noch imaginativ ergänzt werden muss, kann Bedeutung aber auch weiterhin durch subjektive Anschlussfähigkeit an ein Sportereignis, nicht durch die positive Beschreibung seiner Leistungszusammenhänge entstehen.

Gerade wenn sich anschlussfähige Erzählformen mit einer flüchtigen Erinnerung an Sportereignisse koppeln, entstehen Räume für Imagination und subjektive Weitererzählung. So lässt sich erklären, wie einzelne Momente des Sports vor ihrer technischen Aufzeichnung und dem dadurch ermöglichten, habitualisierten Rekordstreben zum Mythos werden konnten: durch eine iterative erzählerische Verdichtung, die sich immer weiter aufladen konnte, weil kein geschlossenes

semantisches Ordnungsmuster ihrer umfassenden positiven Beschreibung und keine Medientechnik für ihre stabile Speicherung existierte.

Die Erzählung unterscheidet sich insofern grundlegend vom Aufzählen, indem sie in Anschluss an Latour (2009) *mutable* bleibt und sich im Prozess ihrer Weitergabe stets verändern kann. Das Zählen ephemerer, sozialer Aktivitäten hingegen, welches ihrer quantitativen Aufzählung stets vorausgeht, objektiviert isolierte Sinnzusammenhänge, überführt sie in stabile Basiseinheiten und macht sie *immutable*. Erzählt werden kann zwar immer, aber um als Sprachform nahezuliegen, muss der entsprechende Gegenstand auch als in seinen Sinnzusammenhängen offen für eigene Interpretationen wahrgenommen werden.

Die historische Entwicklung sportlicher Sagbarkeit erklärt sich auf der strukturellen Ebene mit Latour. Was sich archivieren und unverändert transportieren lässt, gewinnt epistemische Autorität und wird in hochgradig rationalisierten Sportarten bevorzugt artikuliert. Zahlen sind solche *immutable mobiles*. Sie lösen sportliche Ereignisse aus ihrem situativen Kontext, überführen sie in stabile Einheiten und ermöglichen ihre Zirkulation über Raum und Zeit hinweg. In dieser Reisefähigkeit als unveränderliches Element liegt ein Großteil ihrer strukturellen Macht. Deshalb sind moderne Sportmythen auch zusehends nur noch als nachgelagerte Effekte der Glorifizierung messbarer Rekorde denkbar.

In Werrons systemtheoretischer Analyse des quantifizierten Sports kommt diese strukturelle Logik indirekt zum Ausdruck: Durch den ermöglichten Leistungsvergleich, der heute selbstverständlicher Gegenstand fast aller sportlichen Alltagsdebatten ist, presst die Zahl den Sport in seine eigene „autonome Sinnsphäre“ (2005: 199), die ihren referenziellen Vergleichsrahmen kaum mehr verlassen kann. Hier kommt der Erzählung eine ambivalente Rolle zu. In einer „Allianz evaluativer Programme“ (ebd.: 221) mit der Zahl fällt ihr bei steigender epistemischer Autorität quantitativer Formate zunehmend die Aufgabe zu, nur noch die Leerstellen des quantifizierten Leistungshorizonts auszufüllen, etwa wenn statistische Werte im Nachhinein als *intangibles* wie „Mentalität“ oder „Führungsqualität“ interpretiert werden. So wird die Narration im Zuge der Quantifizierung des Sports umfunktionalisiert, zumindest wenn sie unmittelbar im Leistungshorizont verweilt.

Eigenständig kann sie werden, wenn sie Bezüge über den Leistungsvergleich hinaus öffnet, indem ein Spiel etwa nicht vom narrativen Ausgangspunkt eines Sieges oder einer Niederlage her erzählt wird. Dafür kann die Ereignishaftigkeit des sportlichen Geschehens in den Fokus gerückt werden. Beispiele hierfür sind Elemente wie die Stadionatmosphäre oder die Körpersprache von Spielern. Dafür muss die Erzählung *mutables* des modernen Sports zirkulieren, anstatt seine *immutable*s zu referieren. So

bleiben anschlussfähige Interpretationsspielräume der ästhetischen Qualitäten und Affekte von Sportereignissen erhalten, durch die diesen individuell und auch abseits des Leistungsvergleichs von Seiten der Leser und Hörer Bedeutung zugeschrieben werden kann.

Als 1954 „Aus dem Hintergrund könnte Rahn schießen, Rahn schießt, Tor!“ in den deutschen Radios erklang, materialisierte sich das Wunder von Bern nicht ausschließlich durch seinen nachkriegszeitlichen Kontext oder durch die vorab antizipierte Leistungsdifferenz der beiden Mannschaften. Es materialisierte sich auch im Kopfkino der Zuhörerschaft. Die Erzählung muss dieses Kopfkino im quantifizierten Sport erst wieder zurückerobern.

Integration: Analyse körperlicher Präsenz

Mit der Bindung des Sprecherkommentars an die visuelle Evidenz des Fernsehbildes hat sich die Rezeptionssituation mittlerweile grundlegend verändert. Gumbrecht wird problemdiagnostisch, wenn er im begleitenden Sportkommentar eine zweite „Sinnschicht“ (Gumbrecht 2005: 145) ausmacht, die sich zwischen Zuschauer und Präsenz des sichtbaren Wettkampfs schiebt: ein „Raster von Begriffen“ (ebd.), welches das Ereignis semantisch zerlegt und abstrakt analysierbar macht. Hier kommt der Quantifizierung im Archiv des Sports eine doppelte Rolle zu. Sie ist ein Teil dieser abstrahierenden Sinnschicht, verdichtet sie gleichzeitig durch die Benennungsmacht ihrer quantitativen Kategorien aber auch immer weiter.

Trotzdem ist Gumbrechts Gegenvorschlag einer zeitgemäßen sprachlichen Würdigung der körperlichen Präsenz im modernen Sport nicht anti-analytisch. Er plädiert für ein neues Genre des Lobes, in dem die Offenlegung der Komplexität körperlicher Präsenz selbst zu einer Form ästhetischer Wertschätzung wird (vgl. ebd.: 25). Die von ihm formulierten, sechs Faszinationen des Sports, etwa die Vorführung schöner Körper, Anmut und Eleganz oder ephemere Epiphanien der Form (ebd.: 101) bezeichnen allesamt ästhetische Qualitäten des Sports, die sich bislang erfolgreich einer funktionalisierenden Versprachlichung durch die modernen Sportdiskurse entzogen haben und dadurch die Möglichkeit bieten, ein eigenes Vokabular ihrer Beschreibung zu finden.

4.2 Aufzählung

Kumulative Aufzählungen und ihre restaurativen Erzählungen

Warum sich sprachliche Bezugnahmen im Leistungshorizont des quantifizierten Sport immer weiter fixieren, lässt sich mit Werrons frühem Zugriff näher erläutern. Er ging noch

davon aus, dass Zahlen im Sport „primär in der Kommunikation über Wettkämpfe“ (Werron 2005: 205) zu suchen seien, die er entsprechend ausgiebig analysiert. Narration und Zahl beschreibt er als zwei Gedächtniselemente des Sports, deren symbiotische Beziehung er in einer „Allianz evaluativer Programme“ (ebd.: 221) folgendermaßen konkretisiert:

Das statistische Argument stützt sich auf die *Invisibilisierung* einer Vielzahl von Ereignissen zugunsten weniger Zahlen, die Erzählung dagegen auf die *Visibilisierung bzw. Vergegenwärtigung* von Ereignissen. (ebd.: 217)

Im „statistischen Argument“ zirkulieren eine oder mehrere assimilierte Basiseinheiten wie Rebounds oder Torschüsse als *immutable*. Ihre kumulative Aufzählung strukturiert die Möglichkeiten und Grenzen des Redens über Leistung im quantifizierten Sport. Denn einzelne statistische Argumente lassen sich zu vielen, immer weiteren statistischen Argumenten verdichten. Ihre Anhäufung verspricht, immer mehr Aspekte des Spiels zu erfassen und immer weniger Sinnzusammenhänge unsichtbar zu lassen, sodass scheinbar auch immer weniger erzählerisch vergegenwärtigt werden muss. Wie sehr schon das einfache statistische Argument narrative Bezugnahmen einengt, lässt sich mit einem von Werron aufgegriffenen sportjournalistischen Kommentar zu einem Tennismatch zeigen:

Federer gewann mehr Punkte (101:94), fabrizierte mehr Gewinnschläge (72:65) und produzierte weniger Fehler (59:60) – und verlor trotzdem. Mit Hilfe der Statistik kann man also nicht erklären, warum der Russe im achten Anlauf zum zweiten Mal gegen seinen Erzrivalen gewann. (Scheffler 2005, zit. nach Werron 2005: 217)

Werron macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass „spielentscheidende Punkte“ eben keine eigene statistische Kategorie bilden, die das Endergebnis statistisch erklären würde (ebd.: 217f.). Nach dem Kommentar stellt sich aber vor allem die *implizite Erwartung einer narrativen Vergegenwärtigung* der Aspekte des Spiels ein, die durch die quantitative Leerstelle aufgeworfen wurde – hier also der spielentscheidenden Punkte oder anderer denkbarer Sinnzusammenhänge, die das Endergebnis erklären können. Diese erzählerische Vergegenwärtigung bleibt unmittelbar an die reduktive Logik der Zahl gebunden, wodurch die Erzählung zur Restgröße einer quantitativen Leistungszurechnung wird. Insbesondere Tennisfans wissen, dass es gerade bei Federer überaus nahe läge, auch die ästhetischen Qualitäten des Spiels narrativ

aufzufangen. Sobald Zahlen aber einen kommunikativen Deutungsrahmen gebildet haben, verlangen sie in ihm zunächst nach Plausibilisierung. So wird die Erzählung im Leistungshorizont des quantifizierten Sports restaurativ, um überhaupt noch als angemessen wahrgenommen werden zu können.

Als *immutables* entfalten Zahlen im Sport ihre sprachstrukturierende Wirkmacht durch unveränderliche Speicherbarkeit und gesteigerte Zirkulationsfähigkeit, aber auch durch ihre Kombinierbarkeit. Statistische Argumente können zu gänzlich neuen Zahlenformaten verdichtet werden. In ihrer Aggregation verschmelzen sie zu neuen Referenzpunkten mit einer eigenen Aussagekraft. So versammelt etwa der NBA-Box Score zehn quantitative Leistungskategorien für bis zu 26 eingesetzte Spieler, also bis zu 260 unabhängige Leistungsdaten in einem einzigen Dokument. Der Box Score ist eine solche kumulative Verdichtung statistischer Argumente, dessen Beschreibungskraft sich insbesondere für Gelegenheitsfans schon aufgrund seines schiereren Umfangs aus den relationalen Verhältnissen seiner einzelnen Zahlenwerte speisen muss.

Für Rezipierende wird schnell entscheidender, wer „mehr hat“, als das, was eigentlich konkret quantifiziert wurde. Das fortgesetzte „und“ von Punkten, Assists, Rebounds oder verschiedenen Wurfquoten produziert eine additive Überfülle, die selbst, wenn sich die Liste nicht selbst explizit als Ranking ausweist, durch ihre Überforderung in ihrer Rezeption notgedrungen in Leistungshierarchie umschlagen muss. Weil dieser Bezugsrahmen im quantifizierten Sport zumindest implizit immer mitläuft, verkürzen sich die Gespräche über ihn zunehmend auf handhabbare Vergleichbarkeiten.

Durch Aufzählungen wird die im Leistungshorizont operierende Erzählung immer austauschbarer, paradoxerweise aber auch die einzelne Zahl in ihrem positiven Gehalt. Es wird immer undurchsichtiger, was am quantitativ erfassten sportlichen Ereignis überhaupt noch unsichtbar bleibt und was erzählerisch noch vergegenwärtigt werden müsste. Gerade für den Laien beginnen Zahlen, sich selbst zu invisibilisieren. Zahlen trivialisieren also schon im einfachen statistischen Argument die ästhetischen Qualitäten des quantifizierten Sports, weil sie nur erzählerisch aufgefangen werden könnten, die Erzählung jedoch bereits restaurativ innerhalb des analytischen Deutungsrahmens operiert. Außerdem verliert die einzelne Zahl ihren positiven Gehalt, weil sie im additiven Gefüge der Aufzählung nur noch relational an Bedeutung gewinnen kann, wodurch Leistungsvergleichende Gespräche schnell pseudopräzise Züge annehmen können und so einen sprachlich wirksamen, geteilten metrischen Fetischismus einrichten. Die scheinbare Vertrautheit mit dem verwirrenden Zahlendiskurs bildet gleichzeitig aber die kommunikative Grundlage, um in den Diskursen des quantifizierten Sports anschlussfähig zu bleiben. Zahlen erfüllen damit eine phatische Funktion innerhalb der Sportkommunikation.

Der Verlust des Zufalls als narrative Ressource

Neben der Spannung von wahrnehmbarer Präsenz und Analytik macht Werron auch eine Ambivalenz im kommunikativen Umgang mit Wahrscheinlichkeitskalkülen im quantifizierten Sport aus. Da sein Text mittlerweile zwanzig Jahre alt ist, bedarf dieser Befund einer Aktualisierung.

Werron argumentiert, dass Statistiken „grundsätzlich zufallsavers“, denkbare Vergleichseinheiten wie „glücklich erzielte Tore“ aber ungebräuchlich seien (Werron 2005: 221). Den zwischen den beiden Beobachtungsebenen entstehenden, kommunikativen Umgang mit Wahrscheinlichkeiten charakterisiert er wie folgt:

Obwohl also narrativ durchaus anerkannt ist, dass häufig »ein Quentchen [sic] Glück« dazugehört, und obwohl gerade dies einen Reiz der Wettkämpfe ausmacht, findet es in den Zahlen selbst zunächst keinen Ausdruck. (ebd.)

Dieser Befund einer Anziehungskraft des Unberechenbaren betrifft sowohl die quantifizierten Wettkämpfe selbst als auch die Kommunikation über sie. Der Zufall konnte lange als narrative Ressource dienen, in der das rechnerische Kalkül der Zahlen organisch unterlaufen und zur erzählerischen Projektionsfläche sportlicher Bedeutung jenseits statistischer Evidenzen und dennoch innerhalb des Leistungshorizonts werden konnte.

Seit Werrons Aufsatz hat sich jedoch insbesondere im Bereich der Sportanalytik viel getan. Ähnlich wie Listen sind moderne Sportanalytiken Aufzählungen bereits aufgezählter Sinneinheiten des Sports – Sportstatistiken bilden ihr informationelles Substrat. Anders als klassische Listenformate verrechnen sie die semantischen Basiseinheiten jedoch in teilweise sehr komplexen mathematischen Modellen miteinander. So entstehen neue Zahlen, die Wahrscheinlichkeitsräume modellieren, noch engere Kreise um die sportliche Leistungswirklichkeit ziehen und in dieser Funktion auch ins sportliche Archiv und das Sagbare eingehen.

Um bei Werrons Beispiel der „glücklich erzielten Tore“ zu bleiben: Mit der Einführung der Analytik der *Expected Goals* (xG) wird der Zufall im quantifizierten Fußball mittlerweile selbst in ein Wahrscheinlichkeitskalkül überführt. In diesem mathematischen Modell erhält jeder erfasste Torschuss einen Wert zwischen 0 und 1, der die Wahrscheinlichkeit seines Torerfolgs probabilistisch abbildet. Ein Wert von 0,5 entspricht einer fünfzigprozentigen Torwahrscheinlichkeit. Am Ende des Spiels werden die xG-Werte aller Torabschlüsse eines Teams addiert, sodass sich eine erwartbare Gesamttoreszahl ergibt. Weist ein Team also einen niedrigeren xG-Wert auf als das andere, gewinnt aber trotzdem, kann nun auch analytisch von einem „unverdienten Sieg“ gesprochen werden,

ohne diesen noch narrativ plausibilisieren zu müssen. Einen „kaum messbaren xG-Wert“ zu haben (Abb. 5) verrechnet alle denkbaren narrativen Anschlüsse im analytisch modellierten Wahrscheinlichkeitskalkül, welches beansprucht, den Zufall durch nur zwei Zahlen und ein Komma abbilden zu können. So kann, was früher noch als „glücklich“ oder „unverdient“ erzählt werden konnte, nur noch als rechnerische Abweichung vom Erwartbaren erscheinen.

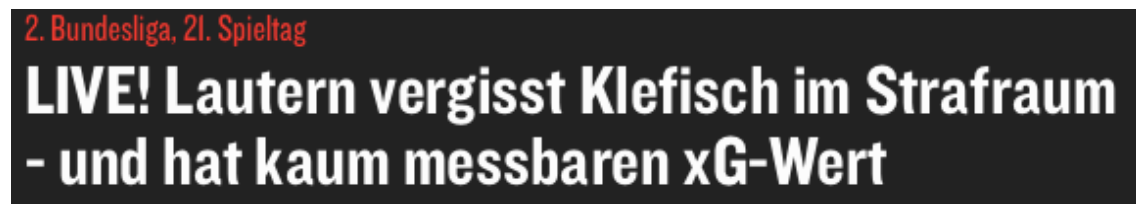


Abb. 5: Sportanalytische Beschreibung eines Wahrscheinlichkeitskalküls im Fußball (kicker.de).

Die von Ian Hacking elaborierte *Zähmung des Zufalls* (2023 [1990]) ist vermutlich die letzte mathematische Ausschließungsprozedur, die festlegt, was innerhalb der quantifizierten Leistungshorizonte von unterschiedlichen Sportarten noch erzählbar und affektiv aufladbar bleibt. Eine kontingente Restzone verbleibt aber vorerst noch, auf die bereits Werron hingewiesen hat. Formulierungen wie die „hot hand“ im Basketball markieren Situationen, in denen der Erfolg der nächsten Handlung unvermeidlich erscheinen kann. Ob es sich dabei um eine statistische Abweichung oder um eine situative Form realer Leistungssteigerung handelt (vgl. Werron 2005: 222), in der *intangibles* wie Wurfrythmus und Stadionatmosphäre ähnlich wie in der von Mauss geschilderten Jagdszene ineinandergreifen, bleibt weiterhin eine Interpretationsfrage, deren subjektive Antwort auch artikuliert werden kann.

Je enger aber der Wahrheitsraum quantifizierter Leistungszuschreibungen gezogen wird, desto riskanter wird eine solche Beschreibung, die sich zunehmend „im »wilden Außen« des Diskurses“ (Sellhoff 2020: 67) verorten muss. Diese subjektive Wahrheit gegen eine erdrückende Datenlast geltend zu machen, ist selbst eine Praxis der Selbstsorge. Als Parrhesia liegt ihr selbstwirksames Moment dann ohnehin weniger im Wahrheitsgehalt der Aussage als viel mehr im Mut zum Akt des Sagens selbst (vgl. Saballek 2020: 171). Nicht vor einem Tyrannen auf einem Thron, sondern im Angesicht des impliziten Sprachdiktats eines kontingenzvermeidenden Archivs sportlicher Sagbarkeit.

4.3 Feed

Gegendokumentation im Algorithmus: Die Parrhesia im digitalen Geständnis

Im Zuschauersport sinkt durch die fortschreitende Quantifizierung der narrative Erklärungsbedarf innerhalb des Leistungshorizonts. Dieser Effekt kehrt sich im Self-Tracking des Hobbysports um. Durch die Aggregation von biometrischen Daten entsteht eine kalte Beweislast, die Zufälle in der Sportpraxis interpretativ neutralisiert. Dadurch steigt der Selbsterklärungsdruck (vgl. Russell et al. 2023: 18): Je mehr Daten aufgezehrt werden, desto mehr wird auch „um sie herum“ erzählt. Denn Fitness-Apps wie Strava sind Tracker, digitales Archiv und soziale Medien in einem, in denen datengetriebene Sportgeschichten öffentlich gemacht werden. Da die Sporteinheiten algorithmisch sortiert, persönlich kuratiert und dann einem Publikum vorgeführt werden, stellt insbesondere der scrollbare Feed solcher Apps ein dichtes Setting sportsprachlicher Vermittlung dar, in dem fixierte Systemvorgaben mit unterschiedlichen Aneignungspraktiken an den Endnutzerschnittstellen ineinandergreifen.

Im Feed werden unterschiedliche Formen der Selbstinszenierung unter den Bedingungen des quantitativen Selbsterklärungsdrucks denkbar und beobachtbar. So werden etwa ambitionierte Einheiten als „lockere Trainingsläufe“ deklariert, um eine höhere Leistungsfähigkeit zu suggerieren (vgl. Røsten/Rogstad 2025: 4). Umgekehrt wird hier auch die für die neueren Forschungsdiagnosen des Quantified Self charakteristische „Tendenz der Selbsttaylorisierung“ (Balke 2020: 336) relativierbar, die eine Internalisierung von Optimierungslogiken beschreibt (vgl. Ehrlén 2021: 547). Indem Sporteinheiten etwa als „Pendelfahrt“ gelabelt werden, kann auch ihre Fitnessfunktion bewusst zurückgestellt werden, etwa um zu vermeiden, bei den Followern den Eindruck zu erwecken, sportsüchtig zu sein.

Die Leistungsdaten sind die universelle Sprache dieser Plattformen (vgl. Rivers 2020: 6). In den Apps bleibt ihre Kommunikation weitgehend unverhandelbar. Sie müssen gepostet werden, um überhaupt posten zu können. Das – um Agambens (2002) Begriff zu verwenden – „nackte Leben“ in Körpern wird in der Universalsprache der Zahl zunächst vermessen, nach dem Posten in digitalen Währungen wie dem „Kudos“ auf Strava verrechnet und so in eine plattformisierte Statusökonomie übersetzt. Eigene Leistungsdaten zu teilen, wird zu einem digitalen Geständnis.

Neben den Inszenierungslogiken öffnet sich im Feed jedoch auch ein zweites Spannungsfeld. Denn den geposteten Sporteinheiten gehen subjektiv-ästhetische Erfahrungen voraus. Sie werden von der Universalsprache der Sportapplikationen nicht eingefangen und überdies im Feed neben *viele andere* Sporteinheiten gestellt. Hier können in wenigen Sekunden Stunden und Tage, gefüllt mit wertvollen Erfahrungen, trivial durchgescrollt werden. Dadurch entsteht ein dringender Bedarf, die klaffende

Lücke zwischen den inneren Erfahrungen der Sporttreibenden und der reduktiven Erfassung ihrer Einheiten zu artikulieren, subjektiv gewonnene sportliche Wahrheit also durch die obligatorischen Leistungszahlen hindurch für einen selbst und für andere kommunikativ zu vergegenwärtigen. Selbst wenn es in der vorgängigen Sportpraxis also gelungen sein sollte, sich emanzipatorisch zu äußeren Machtimperativen ins Verhältnis zu setzen, steht nun auch der quantifizierte Hobbysportler beim Erstellen seines Posts vor einer neuen Hürde: Wie kann die gewonnene Subjektposition innerhalb der technischen Möglichkeiten der App sprachlich behauptet oder – in Anbetracht des sich eröffnenden Publikums mit teils anderen Erwartungshaltungen – „aufs Spiel gesetzt“ werden?

Durch ihre kuratierbaren Schnittstellen wie der Betitelung der getrackten Einheiten, ihrer Kommentarspalten sowie Bild- und Videofunktionen eröffnen die Apps auch potenziell emanzipatorische Aneignungsräume (Røsten/Rogstad 2025: 3). Mit Foucault können solche personalisierten Kommunikationspraktiken als mögliche Modi parrhesiastischer Selbstsorge verstanden werden, in denen das Selbst im authentischen Verhältnis zum Sport zum Ausdruck kommt. Parrhesia bezeichnet eine Form des Wahrsprechens, die mit Risiko verbunden ist: Der Sprechende sagt, was er für wahr hält (vgl. Saballek 2020: 171), und setzt sich damit möglicher Kritik aus, insbesondere wenn die ausgesprochene eigene Wahrheit den hegemonialen Deutungsmustern zuwiderläuft.

Wenn die Wahrheitsspiele des quantitativen Sports durch die Einnahme einer selbstmächtigen Subjektposition also „anders gespielt“ werden konnten, wird die dadurch erlangte Wahrheit in der Parrhesia „aufs Spiel gesetzt“. Eine solche Selbsttechnologie schließt bloße Selbstinszenierung bereits aus, muss im Kontext des quantifizierten Sports jedoch darüber hinausgehen. Wenn zur eigenen sportlichen Wahrheit ästhetische Relevanzen wie die Schönheit des erlebten Moments gehören, sich diese in der Universalsprache der Apps jedoch nicht abbilden lassen, muss Parrhesia auch bedeuten, alternative Sprachkanäle zu öffnen, um so das eigene Selbstverhältnis zum Sport für sich selbst zu dokumentieren und für andere authentisch lesbar zu machen.

Das Risiko besteht dann vor allem darin, am „nackten Leben“ des gemessenen, gesteuerten und biopolitisch verfügbar gemachten Körpers vorbei eine eigene „nackte Schönheit“ preiszugeben – ein eigenes Empfinden, das sich dem Archiv des quantifizierten Sports weitgehend entzieht und im leistungsorientierten Feed als Form des digitalen Geständnisses eine ästhetische Verletzlichkeit exponiert, die gegendokumentarisches Potenzial entfalten kann.

Ästhetische Teilhabe und kollektive Leistungswahrheit

Gumbrechts Forderung, die körperliche Präsenz des Sports sprachlich über die Beschreibung seiner Faszinationen einzufordern, erweist sich für die Ausdauersportarten, in denen bereits umfassend getrackt wird, als kaum realisierbar. Im Laufen oder Radfahren treten kaum epiphanische Einzelmomente hervor, die sich eindeutig dem Körper zuordnen lassen. Anders verhält es sich in der Wahrnehmung der Umgebung: In einem sich im Sporttreiben oft schnell einstellenden Zustand erhöhter Aufmerksamkeit kann sich die Wahrnehmung der Landschaft intensivieren. Es bietet sich daher an, diese Momente visuell festzuhalten und Läufe oder Radfahrten gezielt in eine eigene Bildersprache zu übersetzen.

Die gängigen Tracking-Apps verfügen über Bildfunktionen, die es erlauben, solche Momentaufnahmen zu teilen. Fotos können gezielt dafür genutzt werden, die Daten, die die Einheiten in Raum und Zeit komprimieren, wieder in visuell greifbare Erfahrungsräume zurückzuübersetzen. Dadurch kann die gemessene Distanz wieder zum erlebten Weg werden. Es entsteht ein zweites, visuelles Archiv, das ästhetische Empfindungen sichtbar macht und eine eigene kuratorische Handschrift trägt.

Im Engagement des Feeds sind solche Bildstrecken eine Einladung zur ästhetischen Teilhabe an der erlebten Umwelt einer anderen Person. Soziale Bindung kann nun durch eine geteilte Wahrnehmung entstehen, nicht mehr nur durch den Zahlenvergleich. Ihre Voraussetzung ist zugleich ihr Risiko: Die in Momenten gesteigerter Empfindsamkeit entstandenen Bilder treffen in der alltäglichen Rezeption auf eine Wahrnehmungsform, die diese Intensität nicht unbedingt teilt, gleichzeitig aber trotzdem ein Stück weit aus der kühlen Plattformästhetik herausgezogen werden kann.

In der Literatur werden gerade in den Community-Aspekten dieser Plattformen die größten emanzipatorischen Potenziale gesehen (vgl. Rivers 2020: 6; Røsten/Rogstad 2025: 5). Diese bleiben jedoch weitgehend in motivationalen Selbstverhältnissen zum Leistungsimperativ eingebettet (vgl. Rivers 2020: 7; Ehrlén 2021: 557), wodurch soziale Vergleichsdynamiken zusätzlichen Druck entfalten können, was zu gesundheitlich riskanten Praktiken (Russell et al. 2023: 17f.) bis hin zur Sportsucht führen kann. Eine Hinwendung zum Ästhetischen eröffnet eine alternative Form sprachlicher Emanzipation außerhalb des Leistungsimperativs. Doch auch innerhalb dieses Rahmens können der Aufbau von und die Interaktion mit einer geteilten Praxisgemeinschaft selbstsorgendes Potenzial entfalten.

Diese Möglichkeit bleibt an das digitale Geständnis gebunden und erfordert eine an Gumbrechts Forderung der sprachlichen Würdigung sportlicher Komplexität anschlussfähige Selbstbeschreibung des körperlichen Empfindens in den Kommentarfunktionen, die den Leistungsdaten dann im klärenden Gespräch mit

anderen gemeinsam gegenübergestellt werden. Unterschiedliche Expertisegrade innerhalb der Community können so produktiv gemacht werden, um an einer sportlichen Leistungswahrheit zu arbeiten, die aus den Daten allein nicht hervorgeht (vgl. Ehrlén 2021: 555). So kann körperliches Empfinden reflektiert und mit den Leistungsdaten kollektiv neu ins Verhältnis gesetzt werden.

Heute eher ein Meme als ein Mantra: „If it’s not on Strava it didn’t happen.“

Der Satz „If it’s not on Strava, it didn’t happen“ hat sich mittlerweile über die Plattform hinaus als fester Bestandteil der digitalen Sportkultur etabliert. In wissenschaftlichen Auseinandersetzungen wird er vor allem als zusätzlicher Beleg für die internalisierte Selbstregulierung trackender Sporttreibender herangezogen. Russell et al. (2023) machen den Satz gar zum symptomatischen Ausgangspunkt ihrer Studie über psychosoziale Auswirkungen digitaler Sichtbarkeit im Sport. Der immer gleiche Kern dieser akademischen Bezugnahmen ist dabei, dass der Satz als argumentative Stütze oder lediglich als ein weiteres Indiz dient. Nicht beantwortet wird, wie und mit welcher Absicht er im konkreten Gebrauch auch wirklich artikuliert wird.

In einer ersten, buchstäblichen Lesart kann man den Satz als Mantra begreifen, das die mehr oder weniger vollständige Unterwerfung des Sportspekts unter seine digitale Sichtbarkeit bekräftigt. Betrachtet man den Satz skeptischer, kann in ihm auch eine versprachlichte Abwehrhaltung gegenüber der eigenen Selbstoptimierung erkannt werden – die ironische Selbstinszenierung einer Distanz zu genau den funktionalen Optimierungslogiken, denen man eigentlich doch unterworfen bleibt. Es wäre der Versuch, dem „nackten Leben“ sprachlich wieder Kleider anzulegen, obwohl die biometrische Durchleuchtung ungehindert fortschreitet. Doch beide Deutungen verharren in einem „totalisierenden Kritikgestus“, den Balke (2020: 336) an der Forschung zur Selbstvermessung kritisiert. Er unterschlägt „all die Ambivalenzen der digitalen politischen Kultur der Gegenwart“, in der Akteure immer wieder zeigen, auch reflexiv und gegendokumentarisch zu agieren (ebd.).

Der aus meiner Sicht üblichsten Gebrauchsweise kommt Rivers am nächsten, der den Slogan als „common popular culture meme“ (2020: 7) und eben nicht als Mantra charakterisiert. Im Meme kann der Satz zum satirischen, bisweilen auch gesellschaftskritischen Sprachwerkzeug werden. Tatsächlich schwingt in den entsprechenden digitalen Praxisgemeinschaften fast immer eine große Portion Selbstironie mit, wenn die Formel fällt, zumindest meiner Meinung nach. Was mit ihr adressiert wird, bleibt Interpretationssache. Ich plädiere für ein optimistisches Verständnis: der Satz adressiert meist nichts Geringeres als die Widersprüchlichkeiten der vielen Subjektpositionen in ihrem Verhältnis zum quantifizierten Sport selbst.

Indem die User die Absurdität der eigenen Datenabhängigkeit offenlegen, machen sie sich von passiven Datenobjekten zu reflektierten, sich selbst prüfenden Akteuren. Das Meme ist Instrument eines versprachlichten Ambivalenzmanagements, durch das das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung selbstironisch mit dem Wunsch nach Autonomie und dem Wissen um den Eigenwert der eigenen Sporterfahrung in einen parodistischen Widerstreit gestellt wird. Insofern kann dieser Sprachakt sowie die Tatsache, dass sich dieses einstige Mantra überhaupt zum Meme entwickelt hat, auch als Teil eines kulturellen Prozesses sprachlicher Selbstreflexion und -behauptung gedeutet werden. Das Meme ist schließlich *die* passende, interpretativ anschlussfähige Ausdrucksform für eine quantifizierte Sportpraxis, die zwischen den imperativen Vermittlungslogiken der Apps und dem Versprechen sportlicher Unmittelbarkeit zerrissen ist. Dass diese Ambivalenz überhaupt artikuliert und sogar lachend bekannt wird, ist Wahrsprechen in digitaler Reinkultur.

5. Abschlussbetrachtung

In drei Kapiteln wurde ein mediengenealogischer Zugriff auf den abendländischen Sport bis in seine quantifizierte Gegenwart entfaltet. Dabei wurde Sportgeschichte als Praxisgeschichte begriffen, in der sich in der lokalen Konfrontation einer ersten, sinnlich-wahrnehmungsbezogenen Beobachtungsebene mit einer zweiten, zahlenbasierten Beobachtungsebene jeweils historisch kontingente Formen der Sichtbarkeit, Selbstwahrnehmung und Sagbarkeit einstellen. Der Bedarf einer selbstsorgenden Haltung entsteht aus der Koexistenz dieser zwei Wahrheitsregimes, von denen nur eines dem Versprechen der Unmittelbarkeit sportlicher Erfahrung gerecht werden kann. Eine selbstsorgende Praxis entsteht aus der praktischen Notwendigkeit, zwischen zwei Wahrheitsregimes zu navigieren.

Mit der Ausweitung zahlenförmiger Orientierungsangebote intensiviert sich Sportpraxis in dem geschilderten Transformationsprozess in jeder ihrer Teilhabemodalitäten und bis in den Hobbybereich hinein immer umgreifender entlang von Vergleichbarkeiten und Leistungsoptimierung. Obwohl aber Sportpraxis gegenwärtig stärker denn je medientechnisch vermittelt ist, sind die unter den Begriffen der Rationalisierung und Hierarchisierung subsumierbaren Machtimperative, die von der zweiten Beobachtungsebene ausgehen, nicht als total zu begreifen. Zahlen strukturieren sinnlich-wahrnehmungsbezogene Erfahrung und machen sie anders interpretierbar, ersetzen sie aber nicht. Auf Sportpraktizierende kommt im quantifizierten Sport vor allem zusätzliche Reflexionsarbeit zu, da Zahlen permanent zur abstrahierenden Interpretation sportlicher Sinnzusammenhänge aufrufen.

Selbsttechniken im quantifizierten Sport sind zielgerichtete Operationen, die einen reflexiven Umgang mit Zahlen ermöglichen. Gelingt das, und zwar weil Zahlen je nach Erfordernis der Situation und in ihrem antizipierten Effekt auf die angestrebte Subjektposition situativ genutzt, suspendiert oder gegen sich selbst gewendet werden, wird der praktisch wirksame Geltungsrahmen von Quantifizierungseffekten nach eigenem Ermessen eingehegt. Das selbstsorgende Sportssubjekt gewinnt so die Deutungshoheit über die Zahlen zurück und bildet eine eigensinnige Sporterfahrung aus, die anschließend auch als solche artikuliert werden kann. Eine erfolgreiche Selbstsorge im quantifizierten Sport kann sich in drei emanzipatorische Richtungen entfalten, die sich in der Praxis jedoch häufig überlagern und gegenseitig verstärken.

Eine *epistemische Selbstsorge* beginnt mit der Einsicht, dass Zahlen komplexe Sinnzusammenhänge notwendigerweise reduzieren, richtet die Aufmerksamkeit konsequent auf die Differenzen zwischen Datenfeedback und eigener Wahrnehmung und mündet in der Haltung, Zahlen zu lediglich einem weiteren Werkzeug zu machen,

das vor allem als Kontrastressource zur eigenen Wissensproduktion produktiv wird. In der Trainingspraxis wird das Urteil über die eigene körperliche Verfassung im Abgleich quantitativer Daten mit nicht-quantifizierten Faktoren wie Müdigkeit oder Nahrungsaufnahme gefällt. Im Zuschauersport rückt diese Haltung wie im geschilderten *Eye Test* die Grenzen statistischer Erfassbarkeit ins eigene Blickfeld und erlaubt es dem Betrachtenden so, sich trotz des Objektivitätsanspruchs der Sportstatistik als selbstwirksamer Beobachter zu erfahren. Innerhalb des Leistungsimperativs agierend hält eine epistemische Selbstsorge die Wissensproduktion immer *zwischen* der subjektiven Eigenerfahrung und den Zahlen. Im experimentellen *pretend* kann das Wissen um die Zahlen aber auch temporär aufgekündigt werden, um die körperliche Präsenz eines Sportereignisses gegenüber seiner leistungsbezogenen Interpretation hervortreten zu lassen.

Eine *ästhetische Selbstsorge* beginnt daran anschließend mit der Einsicht, dass die sinnliche Wahrnehmung von körperlicher Präsenz und verkörperten Formen in einem Spannungsverhältnis zur analytischen und intelligibel wirksamen Benennungsmacht von (Zahlen-)Kategorien steht. Sie lenkt die Aufmerksamkeit auf die Offenheit und Kontingenz des sportlichen Geschehens und nimmt die Haltung ein, eigene Wahrnehmung gegenüber der abstrahierenden Leistungsbetrachtung zu behaupten. Innerhalb des Leistungsimperativs treten durch Selbsttechniken wie das *becoming* ästhetische Qualitäten des Sports hervor, die in den Vorbereitungen und Übergängen der erfassbaren und benennbaren Aktionen liegen. Auch ein ästhetischer Bruch mit der Leistungslogik der Zahl ist möglich, etwa indem eine getrackte Trainingseinheit im Feed bildlich als Landschaftserfahrung und nicht als Datensatz präsentiert wird. Im Meme kann die (internalisierte) Leistungslogik schließlich sogar (selbst-)ironisch gegen sich selbst gewendet werden.

Eine *soziale Selbstsorge* beginnt mit der Einsicht, dass die Ereignishaftigkeit des Sports im Miteinander eine Steigerung erfahren kann. Sie richtet die Aufmerksamkeit auf mögliche Kooperationsbedingungen und resultiert in der Haltung, sportliche Teilhabe auch jenseits zahlenbasierter Hierarchien zu organisieren, um gemeinsame Sportpraxis nicht vollständig auf immer auch exkludierende Leistungsvergleiche zu reduzieren. Rankings stabilisieren Leistungshierarchien, Heatmaps ermöglichen jedoch eine „warme“ Form der Selbstverortung in einer geteilten Praxisgemeinschaft. Teamrituale können genutzt werden, um handlungsgrammatisch umstrukturierte individuelle Zielsetzungen zugunsten einer geteilten Aufmerksamkeit wieder zu relativieren. Im digitalen Geständnis entstehen neue Formen sozialer Bindung, etwa wenn Sportpraktizierende Unterstützung suchen oder ästhetische Sportererfahrungen jenseits

der Leistungslogik teilen. In der Veröffentlichung eigener Verletzlichkeit entstehen neue Formen solidarischer Aufmerksamkeit.

Die Selbstsorge im quantifizierten Sport stellt damit nichts Geringeres als den medienpraktisch ausgetragenen Widerstreit dar, in dem die Sporterfahrung als subjektiver und kontingenter Zusammenhang gegen technisch vermittelte, heteronome Rationalisierungs- und Hierarchisierungsdynamiken verteidigt wird. Besonders erfolgreich zeigt sich dieser Widerstreit immer wieder dort, wo das Versprechen sportlicher Unmittelbarkeit in tradierten Medien neu aufscheinen kann und unterschiedliche emanzipatorische Dimensionen ineinandergreifen, etwa wenn Rituale neu wirksam werden oder ästhetische Erfahrung in der Aisthesis selbst zur Erkenntnisform wird. In diesen Situationen tauchen aber nicht nur alte Medien in neuen Konstellationen auf. Auch eine *alte Welt* wird hier sichtbar, die sich im Sport besonders hartnäckig hält.

Der Sport ist ein praktisch realisierbarer Gegenraum zur Moderne und ihrer Alltagswelt, weil menschliche Praxis nie „enttechnisiert“ wurde und die *techné* gerade im Sport immer wieder besonders deutlich hervortritt. Im letzten Kapitel seiner Medienanthropologie *Medium, Medium* bringt Erhard Schüttpelz (2025) den Sport als *die* verbleibende moderne Institution ins Spiel (vgl. ebd.: 462), in der Körper, Ritual und Sprache weiter praxisförmig zusammenfallen können. Denn diese Kooperationsbedingungen – für ihn die eigentlichen Medien, die in der klassischen Medientheorie zu stark mit technologischen Apparaten identifiziert werden – werden in der Moderne zunehmend entlang der Wissenschaften und Künste modularisiert und institutionalisiert. Deswegen identifiziert Schüttpelz ein „Verblässen und Unwirksamwerden alter Verbindlichkeiten und vor allem der wechselseitigen Erkennbarkeit und Wiederverwendbarkeit der Abläufe und Elemente“ (ebd.: 456), resultierend in einer modernen „Krise der Imagination“ (ebd.). Eine Diagnose, auf die eine seiner Antworten lautet, dass die Magie in der Moderne „arbeitsteilig zerlegt“ wurde (ebd.: 461).

Warum könnte ausgerechnet der Sport von dieser Entwicklung ausgenommen sein? Schüttpelz verweist in seiner abschließenden Suche nach möglichen modernen magischen Institutionen mit Blick auf den von ihm vorgeschlagenen Sport auf François Sigaut (ebd.: 462), der Technik als technische Geschicklichkeit untersucht hat und seinerseits den Sport als privilegierten Ort identifizierte, um diese zu analysieren (vgl. Sigaut 1994: 440).² Dieser Hinweis von Sigaut ist einleuchtend, da gerade im Hochleistungssport kleinste Unterschiede relevant werden, Innovationen unmittelbar

² Den Hinweis auf die entsprechende Passage bei Sigaut sowie die Anregung, Malinowskis Magiebegriff im Zusammenhang mit Sport zu lesen, verdanke ich Erhard Schüttpelz.

sichtbar werden und der Leistungsimperativ eine steigerungsförmige Präzision der Technik erzwingt, die den sportlichen Körper als *téchnischen* Träger gut erfassbar macht. Leistungen werden dadurch aber noch nicht vollständig erklärbar, denn mit der technischen Geschicklichkeit ist lediglich ein *téchnisches* Element benannt. Hierzu ein Beispiel.

In der Saison 2015/2016 gewann Leicester City als Aufsteiger die Premier League. Über 38 Spiele hinweg holte Leicester mehr Punkte als alle anderen 19 Teams. Kaum jemand würde bestreiten, dass mindestens fünf und wahrscheinlich sogar noch mehr Teams in all diesen 38 Spielen mit Spielern angetreten sind, die technisch versierter als die Spieler von Leicester City waren. Eine taktische Überlegenheit mag eine Rolle gespielt haben, erklärt über eine lange Saison mit vielen Anpassungsmöglichkeiten jedoch kaum die technischen Unterschiede weg. Eine statistische Abweichung erscheint durch die Länge der Saison ebenso unplausibel. Leicester City hat eine *magische* Saison gespielt, so die im Sportdiskurs durchaus vertretbare und tatsächlich vielfach vertretene Meinung.

Im Sinne von Schüttpelz ist Magie hierbei aber nicht als retrospektive Verklärung einer außergewöhnlichen Saison zu verstehen. Denn im Medium der *techné* lassen sich „technische Effizienz, ästhetische Freude und die Erzeugung von Optimismus“ (ebd.: 463) zusammendenken, und in den synergetischen Effekten dieser Elemente lässt sich auch eine gute *Erklärung* für den großen Erfolg der Underdogs finden.

Nach Malinowski ist die Erzeugung des Optimismus die Funktion der Magie. Magie wird dort unverzichtbar, wo die Berechenbarkeit an ihre Grenzen stößt und (die für den Sport so konstitutive) Unsicherheit einsetzt (vgl. Malinowski 1983 [1948]: VI). Genau hier rückversichert die Magie als Kooperationsbedingung Handlungssicherheit. Im Stadion von Leicester City war sie also nicht nur wahrnehmbar, sondern vor allem handlungsleitend: Was der Mannschaft an technischer Geschicklichkeit im Sinne Sigauts fehlte, wurde durch die kooperative Erzeugung von Optimismus – oder eben Magie – wettgemacht. Ein Triumph der Imagination, der im Sport wie in vielleicht keinem anderen Gesellschaftsbereich unmittelbar beobachtbare und erfahrbare Effekte erzeugt und auch in der Moderne weiter Erzählstoff für genuine Sportmythen liefern kann.

Weil sich diese *technéische* Form der Optimismuserzeugung zwischen den Körpertechniken, den Teamritualen und Fangesängen ausbildet und bis zum „Flow“ (vgl. Schüttpelz 2025: 462) führen kann, hält sie sich im Sport auch so hartnäckig, denn sie fügt sich in ihren Effekten nahtlos in den Leistungsimperativ ein. Deswegen ergibt es durchaus Sinn, den Sport auch als die moderne Institution zu begreifen, die sich der modernen Imaginationskrise entzieht oder zumindest entziehen kann. In der Saison 2015/2016 war das „Nachleben der *techné* in der Moderne“ (ebd.: 463) in Leicester unmittelbar erfahrbare.

Allerdings formuliert Schüttpelz diese Sonderstellung nur vorsichtig. Warum, bleibt unklar. Die vorliegende Arbeit hat mögliche Gründe skizziert, warum Zurückhaltung geboten ist. Denn wenn die Quantifizierung immer engere Kreise um die sportliche Wahrheit zieht, dabei ästhetische Wahrnehmungsweisen, Rituale und offene Erzählweisen aus ihren naheliegenden Sinnzusammenhängen tilgt, wird auch das technéische Fundament des Sports immer weiter verschüttet. Dem Sport droht eine Imaginationskrise – wenn sie insbesondere in den hochgradig quantifizierten Sportligen wie denen der nordamerikanischen *Major Leagues* nicht bereits eingesetzt hat.

Wohin dann mit der gesellschaftlichen Notwendigkeit der Optimismuserzeugung, wenn sie nicht mehr organisch aus einem wegrationalisierten Sport hervorgehen kann? Eine erste Antwort lautet: Auch sie wird arbeitsteilig zerlegt und wandert zunehmend in den quantitativen Verwertungskreislauf der Sportwettenindustrie ab. Eine zweite Antwort lautet: Sie bleibt, „wo sie immer war“ (ebd.: 462), wird aber immer unzugänglicher. Dass Sportpraktizierende sich erst selbsttechnisch zum Grenzgänger ausbilden müssen, um an der Magie des Sports teilhaben zu können, ist insbesondere mit Blick auf die Zukunft des quantifizierten Sports ebenso naheliegend wie bedenkenswert.

Literaturverzeichnis

Ackerman, Diane (2000): *Deep Play*, New York, NY.

Agamben, Giorgio (2002): *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, Frankfurt a. M..

Agre, Philip E. (2003 [1994]): „Surveillance and Capture: Two Models of Privacy“, in: Noah Wardrip-Fruin/Nick Montfort (Hrsg.), *The New Media Reader*, Cambridge, MA, 737-760.

Akrich, Madeleine (1992): „The De-Description of Technical Objects“, in: Wiebe E. Bijker/John Law (Hrsg.), *Shaping Technology/Building Society. Studies in Sociotechnical Change*, Cambridge, MA, 205-224.

Alter, Alexandra (2016): „From Michael Lewis, a Portrait of the Men Who Shaped ‘Moneyball’“, *The New York Times*, Internet Archive, <https://web.archive.org/web/20161203175437/https://www.nytimes.com/2016/12/03/business/media/from-michael-lewis-a-portrait-of-the-men-who-shaped-moneyball.html>, 05.03.2026.

Apprich, Clemens/Bachmann, Götz (2017): „Mediengenealogie: Zurück in die Gegenwart digitaler Kulturen“, in: Gertraud Koch (Hrsg.), *Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung*, Köln, 405-426.

Balke, Friedrich (2020): „Selbstsorge/Selbsttechnologie“, in: Clemens Kammler et al. (Hrsg.), *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 2. Auflage, Berlin, 331-337.

Balz, Eckart (2000): „Sport in der Lebenskunst“, in: *Sportwissenschaft* 30(4), 369-383.

Bell, Catherine (2009 [1992]): *Ritual Theory, Ritual Practice*, New York, NY.

Benjamin, Walter (1991 [1936]): „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. I.2, hrsg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a. M., 435-469.

Birnstiel, Sandra et al. (2025): „Becoming your Quantified Self: A Study of the Effects of Personal Avatars in Self-Tracking Sports Apps“, in: *International Journal of Human-Computer Interaction*, 1-28.

Bogdal, Klaus Michael (2020): „Überwachen und Strafen“, in: Clemens Kammler et al. (Hrsg.), *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 2. Auflage, Berlin, 72-82.

Bourdieu, Pierre (1985): „Historische und soziale Voraussetzungen modernen Sports“, in: *Merkur* 39(7), 575-590.

Bourdieu, Pierre (1987 [1979]): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a. M..

Bowra, Maurice (1957): *The Greek Experience*, London.

Caillois, Roger (1982 [1958]): *Die Spiele und die Menschen. Maske und Rausch*, Frankfurt a. M. et al.

Capurro, Rafael (1995a): „Praktiken der Selbstformung“, in: Rafael Capurro, *Leben im Informationszeitalter*, Berlin, 22-36, <https://www.capurro.de/selbstformung.html>, 05.03.2026.

Capurro, Rafael (1995b): „Informationstechnologien und Technologien des Selbst. Ein Widerstreit“, in: Rafael Capurro, *Leben im Informationszeitalter*, Berlin, 37-50, https://www.capurro.de/infogesellschaft_selbst.html, 05.03.2026.

Collins, Randall (2004): *Interaction Ritual Chains*, Princeton, NJ.

Corsby, Charles L. T./Jones, Robyn L. (2020): „Observation, Evaluation and Coaching: the Local Orderliness of ‚Seeing‘ Performance“, in: *Sport, Education and Society* 25(3), 348-358.

Chisari, Fabio (2006): „When Football Went Global: Televising the 1966 World Cup“, in: *Historical Social Research* 31(1), 42-54.

Cummins, Glenn/Hahn, Dustin (2022): „Selective Exposure and Exemplification within Sports Highlights“, in: *Journal of Broadcasting & Electronic Media* 66(1), 22-46.

Curtin, Jennifer (2015): „More than Male-Gazing: Reflections on Female Fans of Rugby Union in New Zealand, 1870-1920“, in: *The International Journal of the History of Sport* 32(18), 2123-2134.

Dawson, Matt (2023): „The Iron Cage of Efficiency: Analytics, Basketball and the Logic of Modernity“, in: *Sport in Society* 26(11), 1785-1801.

de la Vega, Eduardo (1999): „La función política del deporte. Notas para una genealogía“, in: *Lecturas: Educación Física y Deportes* 4(17), <https://www.efdeportes.com/efd17/edelv.htm>, 05.03.2026.

Denver Nuggets (2025): *Russell Westbrook Wins His First DPOG Chain*. [Youtube] <https://www.youtube.com/watch?v=lou1-QUO2Gg>, 05.03.2026.

Desrosières, Alain (2001): „How Real are Statistics? Four Possible Attitudes“, in: *Social Research* 68(2), 339-355.

Detel, Wolfgang (2020): „Schriften zur Ethik“, in: Clemens Kammler et al. (Hrsg.), *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 2. Auflage, Berlin, 131-140.

Detzen, Dominic/Löhlein, Lukas (2024): „Valuing Soccer Players: On the Valuation Dynamics of an Online User Community“, in: *Accounting, Auditing & Accountability Journal* 37(2), 608-626.

Eco, Umberto (1986 [1968]): „Sports Chatter“, in: *Travels in Hyperreality*, Orlando, FL, 159-165.

Edgar, Andrew (2016): „Three Ways of Watching a Sports Video“, in: *Sport, Ethics and Philosophy* 10(4), 403-415.

Ehrlén, Veera (2021): „Tracking Oneself for Others: Communal and Self-Motivational Value of Sharing Exercise Data Online“, in: *Leisure Studies* 40(4), 545-560.

Elias, Norbert (1986a): „An Essay on Sport and Violence“, in: Norbert Elias/Eric Dunning (Hrsg.), *Quest for Excitement: Sport and Leisure in the Civilizing Process*, Oxford, 150-174.

Elias, Norbert (1986b): „Introduction“, in: Norbert Elias/Eric Dunning (Hrsg.), *Quest for Excitement: Sport and Leisure in the Civilizing Process*, Oxford, 19-62.

Elias, Norbert (1986c): „The Genesis of Sport as a Sociological Problem“, in: Norbert Elias/Eric Dunning (Hrsg.), *Quest for Excitement: Sport and Leisure in the Civilizing Process*, Oxford, 126-149.

Elias, Norbert (2000² [1939]): *The Civilizing Process. Sociogenetic and Psychogenetic Investigations*, Malden, MA et al.

Elias, Norbert/Dunning, Eric (1986): „The Quest for Excitement in Leisure“, in: Norbert Elias/Eric Dunning (Hrsg.), *Quest for Excitement: Sport and Leisure in the Civilizing Process*, Oxford, 63-90.

Englert, Barbara (2018): „The Hollywood Sports Film: Visualizing Hidden and Familiar Aspects of American Culture“, in: *Historical Social Research* 43(2), 165-180.

Foucault, Michel (1973 [1969]): *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M..

Foucault, Michel (1977 [1975]): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a. M..

Foucault, Michel (2003): *Die Anormalen*. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt a. M..

Foucault, Michel (2005): *Dits et Écrits*. Schriften in vier Bänden, Bd. IV: 1980-1988, Frankfurt a. M..

Engley, Ryan (2024): „Being and Timeouts: Live Sports in the Psyche“, in: *Psychoanalysis, Culture & Society* 29(3), 177-190.

Gajek, Eva Maria (2018): „More than Munich 1972: Media, Emotions, and the Body in TV Broadcast of the 20th Summer Olympics“, in: *Historical Social Research* 43(2), 181-202.

Galindo, David (2020): „An Imagined Community in Sport: The San Antonio ‘Spurs Family’“, in: *The International Journal of the History of Sport* 37(8), 670-691.

Geertz, Clifford (1972): „Deep Play: Notes on the Balinese Cockfight“, in: *Daedalus* 101(1), 1-37.

Girginov, Vassil (2022): „The Numbers Game: Quantifying Good Governance in Sport“, in: *European Sport Management Quarterly* 23(3), 1-17.

Gebauer, Gunter (2011): „Sport und Lebenskunst. Gibt es eine Zukunft für das antike Ideal?“, in: *Paideia: Philosophical E-Journal of Charles University* 1(8), 1-6.

Gehring, Petra (2020): „Der Gebrauch der Lüste / Die Sorge um sich / Die Geständnisse des Fleisches“, in: Clemens Kammler et al. (Hrsg.), *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 2. Auflage, Berlin, 95-104.

Goff, Samuel (2024): *Soviet Spectatorship. Observing the Body in Physical and Visual Culture*, London.

Gumbrecht, Hans U. (2005): *Lob des Sports*, Frankfurt a. M..

Guttman, Allen (1978): *From Ritual to Record*, New York, NY.

Hachleitner, Bernhard/Colpan, Sema (2018): „The Wunderteam, Painted in Oil: Insights of Images / Insights through Images in Sport Studies“, in: *Historical Social Research* 43(2), 93-108.

Hacking, Ian (2023 [1990]): *Die Zähmung des Zufalls*, Zürich.

Hardy, Stephen et al. (2009): „The Material Culture of Sport: Toward a Typology“, in: *Journal of Sport History* 36(1), 129-152.

Heidenreich, Felix (2020): „Vorlesungen zur Ethik“, in: Clemens Kammler et al. (Hrsg.), *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 2. Auflage, Berlin, 162-168.

Heilmann, Till A. (2015): „Datenarbeit im «Capture»-Kapitalismus. Zur Ausweitung der Verwertungszone im Zeitalter informatischer Überwachung“, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 7(2), 35-48.

Heintz, Bettina (2021): „Kategorisieren, Vergleichen, Bewerten und Quantifizieren im Spiegel sozialer Beobachtungsformate“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 73(1), 5-47.

Helin, Kurt (2018): „Bradley Beal, John Wall on Wizards: ‘We suck right now,’ ‘Everybody on their own agenda’“, *NBC Sports*, <https://www.nbcsports.com/nba/news/bradley-beal-john-wall-on-wizards-we-suck-right-now-everybody-on-their-own-agenda>, 05.03.2026.

Hodek, Franziska (2021): „Von der Handnotation zum Live-Scouting am Bildschirm. Quantifizierung, (Be)Wertung und Medialität im Profifußball“, in: Oliver Berli et al. (Hrsg.), *Bewertungskulturen*, Wiesbaden, 165-194.

Hörl, Erich (2016): „Die Ökologisierung des Denkens“, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 8(14), 33-45.

Huggins, Mike (2008): „The Sporting Gaze: Towards a Visual Turn in Sports History – Documenting Art and Sport“, in: *Journal of Sport History* 35(2), 311-329.

Huggins, Mike (2015): „The Visual in Sport History: Approaches, Methodologies and Sources“, in: *The International Journal of the History of Sport* 32(15), 1813-1830.

Huggins, Mike/O'Mahony, Mike (2011): „Prologue: Extending Study of the Visual in the History of Sport“, in: *The International Journal of the History of Sport* 28(8-9), 1089-1104.

Huizinga, Johan (2009 [1938]): *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*, Reinbek.

Jäger, Jens (2018): „A Fist on the Cover. Some Remarks on Visual Sources in Sports History“, in: *Historical Social Research* 43(2), 39-52.

Jones, Chris (2022): *The Eye Test. A Case for Human Creativity in the Age of Analytics*, New York, NY.

Krämer, Dennis (2024): „Die Vermessung von Geschlecht im Sport“, in: Robert Schmidt et al. (Hrsg.), *Leistungsvergleiche und Evaluative Praktiken. Sport als instruktiver Fall der Soziologie der Bewertung*, Bielefeld, 93-124.

Kuter, Deniz (2024): „Femvertising of Sportswear Brands: Semiotic Analysis of YouTube Campaigns“, in: *Galatasaray University Journal of Communication* 41, 104-128.

Kyle, Donald G. (2015 [2007]): *Sport and Spectacle in the Ancient World*, Malden, MA et al.

Lange, Harald/Sowa, Hubert (2004): „Ästhetische Selbstbewegung, Selbstwahrnehmung, Selbstbildung. Zu Identitätskonstruktionen auf dem Skateboard und in anderen jugendkulturellen Bewegungspraktiken“, in: *Ludwigsburger Beiträge zur Medienpädagogik* 5, 3-6.

Latour, Bruno (2009): „Die Logistik der immutable mobiles“, in: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hrsg.), *Mediengeographie. Theorie – Analyse – Diskussion*, Bielefeld, 111-144.

Lupton, Deborah (2016): *The Quantified Self: A Sociology of Self-Tracking*, Cambridge/Malden, MA.

Lee, Jung Woo (2017): „Semiotics and Sport Communication Research: Theoretical and Methodological Consideration“, in: *Communication and Sport* 5(3), 374-395.

Lewis, Michael (2004): *Moneyball. The Art of Winning an Unfair Game*, New York, NY.

Lütke, Martin (2024): „Spielerwerte und Spielen/Bewerten. Digitale Fußballspiele und die transmedialen Affekte von Leistungsbewertung(en)“, in: Robert Schmidt et al. (Hrsg.), *Leistungsvergleiche und Evaluative Praktiken. Sport als instruktiver Fall der Soziologie der Bewertung*, Bielefeld, 43-60.

Mackenzie, Michael (2003): „From Athens to Berlin: The 1936 Olympics and Leni Riefenstahl's *Olympia*“, in: *Critical Inquiry* 29(2), 302-336.

MacLean, Malcolm (2022): „Visualising Sport: ‚Visual Turns‘, Visual Texts, Visual Culture“, in: *The International Journal of the History of Sport* 39(6), 688-705.

Malinowski, Bronislaw (1983 [1948]): *Magie, Wissenschaft und Religion*, Frankfurt a. M..

Martschukat, Jürgen (2019): *Das Zeitalter der Fitness*, Frankfurt a. M..

Mattenklott, Gundel (2013): „Ästhetisches-Aisthetisches Lernen“, *Kulturelle Bildung Online*, <https://www.kubi-online.de/artikel/aesthetisch-aisthetisches-lernen>, 05.03.2026.

Mau, Steffen (2017): *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*, Berlin.

Mau, Steffen (2020): „Numbers matter! The Society of Indicators, Scores and Ratings“, in: *International Studies in Sociology of Education* 29(1-2), 19-37.

Mauss, Marcel (1975 [1934]): „Die Techniken des Körpers“, in: *Soziologie und Anthropologie*, Bd. 2., hrsg. v. Wolf Lepenies/Henning Ritter, München/Wien, 199-220.

Meyer, Christian et al. (2017): „Introduction“, in: Christian Meyer et al. (Hrsg.), *Intercorporeality. Emerging Socialities in Interaction*, New York, NY, xv-xlix.

Meyer, Christian/v. Wedelstaedt, Ulrich (2017): „Intercorporeality, Interkinesthesia, and Enaction. New Perspectives on Moving Bodies in Interaction“, in: Christian Meyer/Ulrich v. Wedelstaedt (Hrsg.), *Moving Bodies in Interaction – Interacting Bodies in Motion*, Amsterdam/Philadelphia, 1-23.

Millington, Brad (2017): *Fitness, Technology and Society. Amusing Ourselves to Life*, London.

Osmond, Gary/Phillips, Murray G. (2011): „Enveloping the Past: Sport Stamps, Visuality and Museums“, in: *The International Journal of the History of Sport* 28(8-9), 1138-1155.

Passig, Kathrin (2013): „Unsere Daten, unser Leben“, in: Kathrin Passig (Hrsg.), *Standardsituationen der Technologiekritik*, Berlin, 85-101.

Rapp, Amon/Tirabeni, Lia (2020): „Self-Tracking while Doing Sport: Comfort, Motivation, Attention and Lifestyle of Athletes Using Personal Informatics Tools“, in: *International Journal of Human-Computer Studies* 140, 1-13.

Regier, Alexander (2008): „Judgement and Experience in the Language of Confessional Sports“, in: *Sport in History* 28(1), 26-38.

Reynolds, Tim (2025): „NBA's 'Heave Rule' Will Allow Deep End-of-Quarter Shots without Hurting Shooting Percentages“, *Associated Press*, <https://www.nba.com/news/nbas-heave-rule-will-allow-deep-end-of-quarter-shots-without-hurting-shooting-percentages>, 05.03.2026.

Rivers, Damian J. (2020): „Strava as a Discursive Field of Practice: Technological Affordances and Mediated Cycling Motivations“, in: *Discourse, Context & Media* 34, 1-8.

Rose, Nikolas (1999): *Governing the Soul. The Shaping of the Private Self*, London.

Røsten, Stian/Rogstad, Egil Trasti (2025): „Ride, Record and Share? A Study of Elite Cyclists' Sharing Practices on Strava“, in: *European Journal for Sport and Society*, 1-20.

Russell, Hayley C. et al. (2023): „If It's not on Strava it Didn't Happen“: Perceived Psychosocial Implications of Strava use in Collegiate Club Runners“, in: *Recreational Sports Journal* 47(1), 15-25.

Saballek, Aaron (2020): „Vorlesungen zum Wahrsprechen“, in: Clemens Kammler et al. (Hrsg.), *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 2. Auflage, Berlin, 169-174.

Schmid, Michael (2018): „Sport als domestizierte Gewalt. Thesen zum Sport bei Norbert Elias“, in: *etü – HistorikerInnen-Zeitschrift* 1(18), 36-37.

Schmid, Wilhelm (1998): „Lebenskunst als Ästhetik der Existenz“, in: Joachim Schummer (Hrsg.), *Glück und Ethik*, Würzburg, 83-91.

Schmid, Wilhelm (2001): „Ästhetik der Existenz: Sport als Teil der Lebenskunst“, in: Helmut Altenberger et al. (Hrsg.), *Im Sport lernen, mit Sport leben*, Jena, 27-38.

Schmidt, Robert et al. (2024): „Leistungsvergleiche und evaluative Praktiken. Sport als instruktiver Fall für eine Soziologie der Bewertung“, in: Robert Schmidt et al. (Hrsg.), *Leistungsvergleiche und Evaluative Praktiken. Sport als instruktiver Fall der Soziologie der Bewertung*, Bielefeld, 13-42.

Schüttpelz, Erhard (2010): „Körpertechniken“, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 1, 101-120.

Schüttpelz, Erhard (2022): „Die Achillesferse der Körpertechniken. Habitus und körperliche Gewohnheit bei Hegel und Marcel Mauss“, in: Julia Christ/Axel Honneth (Hrsg.), *Zweite Natur*, Frankfurt a. M., 519-531.

- Schüttpelz, Erhard (2025): *Medium, Medium. Elemente einer Anthropologie*, Berlin.
- Sellhoff, Michael (2020): „Die Ordnung des Diskurses“, in: Clemens Kammler et al. (Hrsg.), *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 2. Auflage, Berlin, 66-71.
- Seyidoglu, Jenna et al. (2022): „Racing for Representation: A Visual Content Analysis of North American Running Magazine Covers“, in: *Communication & Sport* 10(4), 642-663.
- Sigaut, François (1994): „Technology“, in: Tim Ingold (Hrsg.), *Companion Encyclopedia of Anthropology. Humanity, Culture and Social Life*, London/New York, 420-459.
- Simsek, Eylem/Bozdog, Ayse Asli (2024): „A Visual Social Semiotic Investigation into the Popularity of Ronaldo and Messi's Chess Photo on Instagram: Implications for New Media and Audience Engagement“, in: *Online Journal of Communication and Media Technologies* 14(3), 1-17.
- Stauff, Markus (2018): „The Assertive Image: Referentiality and Reflexivity in Sports Photography“, in: *Historical Social Research* 43(2), 53-71.
- Streible, Dan (2008): *Fight Pictures: A History of Boxing and Early Cinema*, Berkeley, CA.
- Thacker, Andrew (1993): „Foucault's Aesthetics of Existence“, in: *Radical Philosophy* 63, 13-21.
- Till, Chris (2014): „Exercise as Labour: Quantified Self and the Transformation of Exercise into Labour“, in: *Societies* 4(3), 446-462.
- Ternes, Bernd (2000): „Zum Begriff der Wahrnehmung/Aisthesis“, Aisthesis Verlag, <https://www.aisthesis.de/Ueber-uns/Aisthesis/Begriff-Aisthesis>, 05.03.2026.
- Toner, John et al. (2023): „‘I like to run to feel’: Embodiment and Wearable Mobile Tracking Devices in Distance Running“, in: *Qualitative Research in Sport, Exercise and Health* 15(6), 805-818.
- van de Pol, Pepijn (2023): „Connect, Compete, Compare: Motivational Implications of Social Fitness Platform-Based Exercise“, in: *Journal of Physical Education and Sport* 23(7), 1774-1788.
- Vogl, Joseph (2020): „Genealogie“, in: Clemens Kammler et al. (Hrsg.), *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 2. Auflage, Berlin, 296-299.
- Werron, Tobias (2005): „«Quantifizierung» in der Welt des Sports. Gesellschaftstheoretische Überlegungen“, in: *Soziale Systeme* 11(2), 199-235.
- Werron, Tobias (2009): *Der Weltsport und sein Publikum. Zur Autonomie und Entstehung des modernen Sports*, Weilerswist.
- Wild, Christina (2010): *Linguistic and Semiotic Analysis of Sports Branding in Advertisements*, Diplomarbeit, Universität Graz.
- Yang, Nan et al. (2020): „Facilitating Physical Activity through On-Site Quantified-Self Data Sharing“, in: *Sustainability* 12(12), 1-21.
- Yarrow, David/Kranke, Matthias (2016): „The Performativity of Sports Statistics: Towards a Research Agenda“, in: *Journal of Cultural Economy* 9(5), 445-457.

Yeung, Karen (2017): „Hypernudge’: Big Data as a Mode of Regulation by Design“, in: *Information, Communication, Society* 20(1), 118-136.

Zahn, Manuel (2017): „Medienökologische Perspektiven auf das (in)dividuelle Phantasma in der aktuellen Medienkultur“, in: Torsten Meyer et al. (Hrsg.), *Übertrag. Kunst und Pädagogik im Anschluss an Karl-Josef Pazzini*, München, 73-82, <https://zkmb.de/bildschirme-medienoekologische-perspektiven-auf-das-individuelle-phantasma-in-der-aktuellen-medienkultur/>, 05.03.2026.

Filmverzeichnis

Olympia (Deutschland 1938, Regie: Leni Riefenstahl).

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Scouting Report von Cam Spencer (NBA Draft 2024). Eigener Screenshot nach Liam Wichser, *NBADraft.net*, <https://www.nbadraft.net/players/cam-spencer/>, 21.01.2026.

Abb. 2: Fan-Kommentar zu Cam Spencer: Zuschreibung von *intangibles* durch den *Eye Test*. Eigener Screenshot des Kommentars nach u/HolyHotDang, *Reddit*, <https://www.reddit.com/r/memphisgrizzlies/comments/1h5e7n6/comment/m05dg2q/>, 25.01.2026.

Abb. 3: Ansicht numerischer Echtzeit-Rückmeldungen eines getrackten Laufes. Eigener Screenshot aus *Strava*, 08.12.2025.

Abb. 4: Heatmap-Ansicht räumlich aggregierter Laufbewegungen. Eigener Screenshot aus *Strava*, 08.12.2025.

Abb. 5: Schlagzeile „LIVE! Lautern vergisst Klefisch im Strafraum – und hat kaum messbaren xG-Wert“. Eigener Screenshot von *kicker.de*, 07.02.2026.